Schlagschatten.

Von

Ludwig Kalisch.

Mainz,
Druck und Verlag von Joh. Wirth.

—

1844.

UNIVERSITÄTS U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

Inhalt

Allerlei. Seite.

An der Bahre eines Höflings 3
Der deutsche Magen und die deutsche Freiheit . . . 10
An die Eitelkeit 15
Festrede, gehalten bei der hundertjährigen Feier der Erfindung der Prügelmaschine 18
Leben, Thaten und Untergang des deutschen Junkers Balthasar Nix 25
Schwermüthiger Brief der Sonne an den Mond . . 33
Offenes Sendschreiben der Erde an die Sonne . . 41
An dem Grabe eines seltenen Menschen 47
Die schlechten Dichter, eine Apologie 49
Rede eines Vielgewanderten 54
Ein alter, gewiegter Journalist an einen jungen, ungewiegten 61
Goldene Regeln eines deutschen Edelmanns für seinen Sohn 69
Der Teufel an seine Großmutter 82
Beim Glase 89
Aus den Papieren eines Leihbibliotheks-Gehülfen . . 96
Liebe und Liebhabereien 106

Seite

Postillone und Wanderburschen 111
Langeweile 122
Eine Fabel 129
Brief eines japanischen Kosmopoliten an seine Geliebte . 133
Ueber Deutschland (Fragmente aus Briefen) . . . 140
Der Prediger 159
Christian und Laura, oder: eine höchst wunderbare und traurige Geschichte ohne Ende 181
Die große Revolution 197
Zerstreute Gedanken 211

In ungebundener Rede.

Ganz natürlich 235
An die Gänse 238
Kriegsthaten 241
Tolle Geschichten 243
Es hilft doch nichts 246
Originelle Gedanken 248
Einst wird kommen der Tag 250
Wohl zu beachten 252
Ungeheurer Kampf 253
Der deutsche Gelehrte 256
An die Hypergenialen 259
An die Berliner 261
An die Obskuren 265
Aus dem Schlaraffenlande 269

Allerlei.

An der Bahre eines Höflings.

So lange wir leben, schreibt man uns unsere Sünden mit doppelter Kreide an; ja man macht nicht nur unsere Schwächen, sondern auch unsere Tugenden zu Lastern. Sind wir klug, nennt man uns verschmitzt; sind wir ehrlich, nennt man uns dumm; sind wir tapfer, nennt man uns hochmüthig, und sind wir fest, nennt man uns hart. An dem Golde unserer guten Eigenschaften bemerkt man während unseres Lebens nur die Schlacke; sobald uns aber der Tod die Augen zudrückt, drücken auch die Menschen gegen unsere Gebrechen die Augen zu, und die Hand der Verleumdung, die unsern Namen früher besudelt, schwingt jetzt das Weihrauchfaß, um uns in guten Geruch zu bringen. Es gibt kein lebender Biedermann auf Erden, dem man nicht etwas Spitzbübisches nachsagte und es ist noch kein Spitzbube in's Jenseits gewandelt, ohne daß man ihm irgend eine biedere That nachgerühmt

hatte. So vergißt man unſere Schattenſeiten, wenn wir die Reiſe in's Schattenreich antreten, ſo wird gewöhnlich die Todespforte zu unſerer Ehrenpforte. Wir wollen aber dem Verblichenen hier keine Lobrede halten; wir wollen ihm nur das nachſagen, was er im Leben nie geſagt — die Wahrheit nämlich.

Da liegt er, er, der einſt ein Höfling war. Unter ſeinen vielen Tugenden zeichnete ihn auch die aus, daß er das, was er war, auch ganz war. Jeder Zoll an ihm war ein Höfling. Beginnen wir mit ſeinen körperlichen Eigenſchaften! Giftige Verleumder haben ihm nachgeſagt, daß kein gutes Haar an ihm geweſen; allein es iſt Thatſache, daß er ſich jedes neue Quartal eine neue koſtbare Perrücke von Paris kommen ließ. Was ſeine Stirne betrifft, ſo war ſie gewölbt und eiſern; ſie war alſo feuerfeſt und konnte daher nicht ſo leicht roth werden. Er konnte mit dem rechten Auge lachen und zugleich mit dem linken Thränen vergießen. Sein Gehör war im Allgemeinen fein ausgebildet und er konnte die verſchiedenſten Stimmen, nämlich die Stimme der Vernunft und die ſeines fürſtlichen Gebieters, im ſtärkſten Hoflärm genau unterſcheiden; daß er aber die Stimme ſeines Gewiſſens nicht hörte, daran war nicht ſein Gehör, ſondern das Gewiſſen ſelbſt Schuld, das wie die Hofſängerin nach

und nach die Stimme total verloren. Seine Nase war sehr hervorragend und scharf, was man von seinem Geist nicht sagen konnte. Seine Zunge war wirklich bewundernswürdig. Wie die Biene konnte sie stechen und Honig geben. Den Honig genossen der Fürst und die hohen Herrschaften, den Stachel aber seine Collegen. Ein Höfling kann überhaupt viel eher drei unter sich, als zwei über sich, und eher zwei über sich, als einen neben sich dulden, weil ihn die Hoffnung, Höherstehende zu erreichen, bei weitem nicht so sehr belebt, als ihn die Furcht peinigt, von Gleichstehenden überflügelt zu werden. Indessen hat er, als ächter Höfling, nie gestochen, ohne zugleich etwas Honig von sich zu geben. Dies sei ihm hier an seiner Bahre nachgesagt. Seine Schultern waren breit und er konnte daher auf beiden tragen; auch war er dadurch leichter im Stande, den Mantel nach dem Wind zu hängen. Seine Brust war hoch und breit; er konnte also dem Glück nachjagen, ohne den Athem zu verlieren und brauchte aus Mangel an Raum keinen Orden auszuschlagen. Was seine Extremitäten betrifft, so waren seine Hände fast noch feiner gebildet, als er selbst.

Die Menschen sind im Allgemeinen mit zwei Dingen sehr freigebig, sie sind nämlich immer bereit, einem Manne in der Noth entweder die Hand oder einen Rath zu geben. Der Un-

glückliche findet daher gewöhnlich nur leere Hände, wo nicht geballte Fäuste. Was nun in dieser Beziehung von den Menschen im Allgemeinen gilt, das gilt von den Höflingen im Besondern. Die Hand eines Höflings greift sehr oft in die Taschen Anderer, findet aber nie den Weg in die eigene, um die goldenen Versprechungen in goldene Erfullungen zu verwandeln. Die weißen feingeformten Hände des Verblichenen steckten in eben so feinen Glaçehandschuhen und es muß für seine Bedienten ein wahres Vergnügen gewesen sein, von ihnen geohrfeigt zu werden. Seine Füße waren klein und schmal wie das Ländchen seines fürstlichen Herrn. Diese kleinen Fußchen berührten den Boden nur mit den Zehen; denn je leiser ein Hofmann aufzutreten weiß, desto sicherer geht er. Wer aber auf dem glatten parketirten Boden eines Palastes zu breit auftritt, kann leicht das Gleichgewicht verlieren und das Genick brechen. Das waren die körperlichen Eigenschaften des Verblichenen. Sprechen wir jetzt von seinem Charakter!

Der Verblichene wußte recht gut, daß Männer von Grundsätzen überall anstoßen und oft sogar gezwungen werden, wider ihre Grundsatze zu handeln. Er hatte also nur einen einzigen Grundsatz, nämlich: keinen zu befolgen und diesem Grundsatze blieb der Verblichene auch stets treu. Einen Menschen nur kannte er auf Erden,

den er aufrichtig liebte und dieſer Menſch war er ſelbſt. Sich unnöthig der Gefahr ausſetzen, hielt er für ein groſſes Laſter, Selbſterhaltung aber für die höchſte Tugend. Für die gröbſten Gedanken fand er die feinſten Worte und kam nur in Verlegenheit, wenn es ſein Vortheil erheiſchte. Thränen vergoß er nur in drei Fällen. Entweder wenn er an geſchälten Zwiebeln roch, oder wenn ihm ein groſſes Unglück, oder endlich wenn einem ſeiner Collegen ein groſſes Glück widerfuhr. Die Gnade Gottes war ihm bei weitem nicht ſo viel werth als die des Herrn von Gottes Gnaden; darum verleugnete er auch Jenen, wenn dieſer es wollte. Fürſten gewöhnen ſich viel leichter, die nackte Armuth bei ihrem Volke, als die nackte Wahrheit in ihren Paläſten zu ſehen; das wußte der Verblichene recht gut und deßhalb hat er mit faſt noch gröſſerer Freude angenehme Lügen erfunden als unangenehme Wahrheiten verſchwiegen. Er konnte ſich in ſehr vielen fremden Sprachen geläufig ausdrücken; von der Sprache des Herzens aber, die er nur in früheſter Jugend gekannt, hatte er ſpäter ſogar die Anfangsgründe vergeſſen. Er war viel eher dazu geneigt, ſich ſelber vor ſeinem Fürſten zu erniedrigen, als Andere vor demſelben zu erhöhen, und da er hoffähig war, ſo war er faſt zu allem fähig. Das Leben faßte er von der heiterſten Seite

und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als das Vergnügen. Von guten Speisen war er ein eben so entschiedener Freund wie von guten Weinen, und die Verdauung fand bei ihm allein mehr Beschäftigung, als bei zehn Unterthanen seines gnädigen Herrn. Da sein Gewissen viel weiter war, als sein Herz, so konnte er recht bequem dieses in jenes stecken, ohne beiden wehe zu thun. Ueberhaupt hatte er die Ansicht, daß das Gewissen und der Magen nur dann gut sind, wenn man ihnen viel zumuthen darf und dennoch nie zu fürchten braucht. So stark sein Magen war, so schwach war sein Glaube; indessen war sein Verhältniß zu dem lieben Gott durchaus kein unfreundliches. Jeden Sonntag ging er sogar in die Kirche; aber nicht, um mit dem Volk Gott anzubeten, sondern vom Volk als ein Gott sich anbeten zu lassen; denn er wußte recht gut, daß die Scheinheiligen sich sehr schnell einen heiligen Schein erwerben und daß der Geruch der Frömmigkeit hohe Aemter am populärsten macht. — In der letzten Zeit seines Lebens empfand er, daß sein Kopf sehr schwach war, was in seiner frühern Lebensperiode nur Andere empfanden. Seine Brust ward immer mehr beengt und er theilte endlich das Loos mit vielen Völkern; er konnte nämlich nicht mehr frei athmen. Als er auf ewig das Auge geschlossen, ward er sezirt und jezt erst war es möglich

ſein Inneres zu durchſchauen. Die Aerzte prüften nun Herz und Nieren und es ergab ſich, daß er zwar erſteres auf der linken Seite, aber nicht auf dem rechten Flecke hatte. Die Stunde ſeines Todes war die aufrichtigſte ſeines Lebens. Auf dem Kirchhofe wird er wahrſcheinlich ſeinen Platz noch länger behaupten, als am fürſtlichen, ohne wie dort dadurch Anderen ſehr wehe zu thun.

Der deutſche Magen

und

die deutſche Freiheit.

Jedes Volk hat ſeine beſondere Eigenthümlichkeit. Der Spanier hat ſeinen Stolz, der Franzoſe ſeinen Ehrgeiz, der Engländer ſeine Liebe zur Freiheit, der Italiener ſeinen blauen Himmel und der Deutſche ſeinen Magen. So wie aber der deutſche Geiſt darin groß iſt, daß er alle Wiſſenſchaften aller Nationen aufnimmt und ſich eigen macht, ſo zeigt ſich der Magen der Deutſchen darin groß, daß er alle Speiſen aller Nationen aufnimmt. Der deutſche Magen iſt ein Kosmopolit. Die ſpaniſche Olla, der ruſſiſche Caviar, die italieniſche Maccaroni finden in ſeinem weiten Reiche gaſtfreundliche Aufnahme, und daß er mit Beefſteaks und Puddings, mit Vol au vents, Ragouts und andern Delikateſſen jenſeits des Canals und des

Rheins in herzlichem Einverſtändniß lebt, iſt eine gar zu bekannte Sache. Der deutſche Magen und die deutſchen Zeitungen nehmen alles auf; ſie können beide die verdaulichſten und unverdaulichſten Artikel vertragen.

Dem deutſchen Magen war früher jede Heuchelei fremd. Er machte kein Hehl daraus, daß er das Eſſen um des Eſſens willen liebte; auch machte es ihm gar keine Gewiſſensſkrupel, daß man um ſeinetwillen ſo viel unſchuldige Lämmer und Hämmel zur Schlachtbank führte, und daß ſo viel Blut von frommen Ochſen und Kühen vergoſſen wurde. Der deutſche Magen hielt ſich für das abſolute Sein. Er kannte weder Zeit noch Raum. Wie die Kunſt, war auch er ſich ſelbſt Zweck genug. Da fällt es plötzlich dem deutſchen Magen ein, durch ſcheinheilige Gründe ſeine Unerſättlichkeit zu beſchönigen. Er erfindet die Vereine, damit er einen Zweck für die Zweckeſſen habe und macht ſo die Humanität zu ſeiner Köchin. So hat gewiß der deutſche Magen die Vereine gegen die Thierquälerei in's Daſein gerufen. Jeden Monat verſammmeln ſich die Mitglieder und nachdem der Präſident über die abſcheuliche Grauſamkeit geſprochen, mit welcher noch in einigen barbariſchen Gegenden Europas die harmloſen Flöhe verfolgt werden, ſetzt ſich der Verein zu Tiſch und der Magen in Thätigkeit. Die Kunſtvereine haben

auch ihre monatlichen Zweckessen; nicht minder die Krankenvereine, die Sterbevereine, die Apothekervereine und die vielen andern Vereine, die sämmtlich im Dienste des vielbedürftigen, unersättlichen deutschen Magens stehen. Zwölf deutsche Vereinsmitglieder sind nichts anders als ein Dutzend zweibeiniger Mägen mit unbefriedigten Gefühlen.

Der Triumph des deutschen Magens ist aber die Erfindung der liberalen Fest-Essen. Seit einige Deutsche so frei sind, etwas mehr Freiheit zu fordern; seit einige kühne Zungen sich an harthörige Ohren wagen, lesen wir beständig von großen und kleinen liberalen Zweckessen. Wenn in der badischen Kammer ein muthiger Abgeordneter die Sache des Volkes verficht, wird ihm zu Ehren in Itzehoe gegessen, und wenn in Breslau ein liberaler Professor abgesetzt wird, setzen sich ihm zu Ehren in Burtehude hundert Philister zu Tisch. Auf einen liberalen Mund kommen in Deutschland wenigstens tausend Freßmäuler und wenn es ein braver Mann mit der Regierung verdirbt, verderben sich ihm zu Ehren zweitausend Deutsche den Magen.

Ich glaube, Pythagoras war es, welcher der Wahrheit hundert Ochsen geopfert; der Deutsche setzt die Freiheit über die Wahrheit und opfert ihr ganze Viehheerden. Der Zeitungsstyl nennt solche Festessen Demonstrationen;

in der That iſt auch nichts ſo geeignet, den deutſchen Regierungen eine klare Ueberſicht von den Fortſchritten des deutſchen Liberalismus zu gewähren, als die Regiſter der Schlacht- und Mahlſteuer. Bis jetzt hat der deutſche Liberalismus den Metzgern und Beckern noch am meiſten genützt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß Heroen gern eſſen, und der Appetit der trojaniſchen Helden hat durch Homer's ewige Geſänge ſogar die Unſterblichkeit erlangt. Die homeriſchen Helden haben aber immer erſt nach dem Kampfe gegeſſen; erſt wenn ihre Schwerter und Lanzen müde waren, haben ſie Meſſer und Gabel ergriffen. Nüchtern gingen ſie zum Kampfe und erſt nachdem ſie alle Taſchen voll Lorbern hatten, erfreuten ſie ſich des leckern Mahls. Die meiſten unſerer deutſchen Liberalen aber wetzen lieber den Schnabel, als den Sabel. Sie meinen, ſie wären ſchon frei, wenn ſie nur ihrem Appetit keine Schranken ſetzten, und wenn ſie das Sauerkraut im Leib haben, meinen ſie gleich, ſie hätten den Teufel im Leibe.

Wenn nun in Deutſchland jetzt ſchon ſo viel gegeſſen wird, jetzt, da unſere freiſinnigen Männer entweder ihre Stimme verlieren, oder ihren Sitz in irgend einem Kerker aufſchlagen müſſen: was wird erſt erfolgen, wenn Deutſchland wirklich frei wird? Wahrlich, kein Ochs wird dann mehr ſeines Lebens ſicher ſein und kein Schaf wird ſich

mehr an's Tageslicht wagen, aus Furcht, sein Kopf könnte der deutschen Freiheit zum Opfer fallen.

Aber so weit wird es in Deutschland nicht kommen. Die deutschen Viehställe sind jetzt die Thermometer, an denen man die Temperatur der freisinnigen Ideen in Deutschland wahrnimmt. Wird das Rindvieh rar, so können die Regierungen gleich wissen, daß die freisinnigen Tendenzen mehr Raum gewinnen und demnach die geeigneten Maßregeln ergreifen. Die deutschen Regierungen behaupten, daß der deutsche Liberalismus ein Krebsschaden sei. Das ist nicht wahr; läugnen läßt es sich aber nicht, daß der deutsche Liberalismus sehr stark um sich frißt.

An die Eitelkeit.

Hohe Göttin, die du die Herzen der Menſchen lenkeſt und beherrſcheſt; Allgewaltige, die du die Opfer gekrönter Häupter empfaheſt und ſelbſt von dem Bettler angebetet wirſt, deſſen Haupt kein Obdach findet; Großmächtige, der ſich ſchlechte Poeten und alte Sängerinnen ergeben; Allumfaſſende, die du die Huldigungen des ſchönen Geſchlechts empfängſt; Schutzpatronin der Modejournale, der parfümirten Salons und der Soirées muſicales; große Schweſter des Hochmuths und Erfinderin der Schminke; Hochhinſtrebende, der die Welt einſt die Schönpflästerchen, die Allongenperrücken und die Reifröcke zu verdanken hatte; hohe Erzeugerin der unzähligen deutſchen Orden und Titel: vor dir lieg' ich jetzt voll bitterſter Reue im Staube. Ich habe dich verletzt und bin mit Recht geſtraft worden von denen, ſo dir huldigen und die Gewalt in Händen

haben. Jetzt erſt ſehe ich ein, daß du die gewaltigſte Herrſcherin biſt; denn du biſt es, die ſelbſt die gewaltigſten Herrſcher beherrſchet. An deinem Altare gelob' ich jetzt in tiefſter Zerknirſchung, dir immerdar zu huldigen. Ich werde von nun an die Galle meines Tadels in ſüßen Zucker der Anerkennung verwandeln. Ich werde von kleinen Komödianten mit Ehrfurcht und von großen Tyrannen mit Begeiſterung ſprechen. Ich werde die deutſchen Schlafmützen preiſen, weil ſie die Schwächen der deutſchen Köpfe bedecken. Jedes Land des lieben deutſchen Vaterlandes will ich in ein gelobtes verwandeln, wo die Milch deutſcher Zufriedenheit und der Honig deutſcher Seligkeit fließt. Ich will nichts tadeln als den Tadel und ſelbſt das heißeſte Lob ſoll mir noch nicht heiß genug ſein. Ich will den Zucker verzuckern und die ſüßeſte Süßigkeit verſüßen. Ich will Confekt reden und Manna ſprechen. Ich will Hymnen anſtimmen und Pſalmen ſingen. Ich will Smollis mit der Cenſur trinken und dem geheimen Juſtizverfahren die zierlichſten Verſe widmen. Ich will die ewige Finſterniß im roſigen Lichte betrachten und über die Blößen der deutſchen Politik den Mantel chriſtlicher Liebe hängen. Ich will mich ſo benehmen, daß ich ſelbſt im Kurfürſtenthum Heſſen mit gutem Gewiſſen leben kann. Ich will alles thun, was man von einem deutſchen Unterthan

begehrt. Ich will meine Wildheit ablegen und wie ein zahmer Bär nach jeder Pfeife tanzen. Ich will aufhören ein Deutſcher zu ſein. Ich will alles thun, was ein Sterblicher thun kann: — ich will ein Deutſcher werden.

Festrede.

Gehalten

bei der hundertjährigen Feier

der

Erfindung der Prügelmaschine.

Meine Herren! Der Gegenstand, dem ich hier einige Worte widmen will, berührt uns Deutsche so sehr, daß ich dreist Ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen darf. Ich will mich indessen kurz fassen.

„Ho meh dareis anthropos uh pedeuetai" sagt ein gebildeter Grieche, was in unserer herrlichen Sprache ungefähr heißt: Prügel sind aller Weisheit Anfang. Meine Herren, die Erfahrung lehrt uns, daß man durch Prügel die wildesten Bestien nicht allein vollkommen zähmt, sondern daß man dieselben sogar auf eine Stufe fast menschlicher Cultur bringen kann. Durch Prügel lernt ein

ruſſiſcher Bär deutſche Walzer tanzen; durch Prügel lernt jeder Eſel die ſchwerſten Laſten tragen und durch Prügel wird ſelbſt der Löwe ſo weit gebracht, daß er vor ſeinem Wärter im Staube kriecht. Nachdem ich von dieſen Beſtien geſprochen, komm' ich endlich auf den Hund. Meine Herren, es iſt hier nicht unſere Sache, den langen Streit der Naturforſcher zu entſcheiden, ob ſämmtliche Hunderaçen urſprünglich von einem erſten Hundepaar abſtammen und in der Folge in Meps-, Doggen-, Dachs-, Pudel- und andere Geſchlechter ausgeartet, oder ob dieſe verſchiedenen Hundegeſchlechter bereits am Schöpfungsfreitag vorhanden geweſen. Unſere Abſicht iſt es hier nur, zu beweiſen, wie ſehr ſämmtliche Hunderaçen durch Prügel cultivirt werden. Früher hat es ſchon Bewunderung erregt, wenn irgend ein Hund ſeinem Herrn die Pfeife nachgetragen, oder ein Schnupftuch apportirt, oder ihm die Pantoffel unter dem Sopha herbeigeholt. Jetzt, meine Herren, haben wir vollkommene Hundetheater und der Freund der dramatiſchen Kunſt ſieht hier zu ſeiner nicht geringen Genugthuung, mit wie viel Wahrheit ein Pudel die Rolle des erſten Liebhabers durchführt, mit wie viel Energie ein Bullenbeißer einen Tyrannen agirt und mit wie viel Präciſion ein Windhund einen Junker darſtellt. Ja, ich ſelbſt habe zu meinem nicht geringen Erſtaunen auf Hofbühnen von

einem Königshündchen die ſchwierige Parthie eines Tartuffe geſehen; während ein Mops ihm zur Seite die Rolle des erſten Miniſters in ſolcher Vollendung gab, daß man ſagen mußte, er habe Alles geleiſtet, was nur immer ein Hund zu leiſten vermag. —

Wenn man nun, meine Herrn, durch Prügel unvernünftigen Thieren ſogar menſchliche Kunſtvollkommenheit beibringt; wenn durch Prügel Beſtien zu Menſchen werden: ſo iſt es ganz natürlich, daß in gleichem Grade die Menſchen durch Prügel vervollkommt, daß ſie, wo nicht zu Göttern, doch wenigſtens zu Halbgöttern geprügelt werden können. Da nun der Deutſche unter allen Völkern am meiſten der Vervollkommnung fähig, ſo war man auch in Deutſchland am meiſten von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Prügel überzeugt. Allein Prügeln und Prügeln iſt zweierlei. Man wußte lange nicht, welches Mediums man ſich beim Prügeln bedienen ſollte. Manche riethen zur Peitſche, theils weil ſie das Erkennungszeichen des deutſchen Adels ſei, theils weil ſie ſelbſt Ochſen und Pferde zum Fortſchritt bewegt. Manche riethen zur Knute, weil dieſe einen wohlthätigen Reiz auf die Haut ausübt und dieſelbe vor böſen Ausſchlägen bewahrt. Andere, und zwar die meiſten, riethen zum Stock, weil dieſer erſtens für die ehrliche deutſche Haut am beſten geeignet und weil zweitens das ſchöne

Wörtchen „Stock“ in unſerer Sprache den höchſten Grad eines Zuſtandes bezeichnet. Namentlich waren die Anhänger der Homöopathie für den Stock; denn ſie behaupteten, daß man den Stocktauben, Stockblinden und Stockdummen vermittelſt des Stockes Gehör, Geſicht und Verſtand verſchaffen könnte. Einige Naturforſcher ſtellten folgende geiſtreiche Anſicht auf: So wie der Kabeljau erſt durch die geſchickte Zubereitung zum Stockfiſch werde und als ſolcher in der ganzen Welt als höchſt genießbar geſchätzt wird, eben ſo müſſe man jeden achten Sohn Germania's erſt in einen Stockdeutſchen, d. h. in einen durch den Stock gezogenen Deutſchen verwandeln, wenn er ein gangbarer Artikel werden ſoll. Solchen Anſichten war nicht mehr zu widerſprechen und man war von dem Nutzen des einzuführenden Erziehungsmittels ſo ſehr überzeugt, daß man nicht bald genug damit beginnen zu können glaubte.

Aber meine Herren, in Deutſchland eilt nichts als die galoppirende Schwindſucht. Aus Furcht ſich zu übereilen, geht ein ächter Deutſcher langſam voran und ehe das Gute bei uns Eingang findet, muß es erſt tauſend Schlagbäume von Erörterungen, Einwürfen und Bedenken paſſiren. Man ſtritt nämlich wiederum eine lange Zeit, auf welchen Theil des deutſchen Körpers der Stock am

wohlthätigsten anzuwenden sei. Nun sprachen sich einige Gelehrte für die Fußsohlen aus, weil diese dadurch eine außerordentliche Härte erlangen und somit sehr geeignet werden, die dornenvolle Bahn des Lebens zu durchwandeln; allein man ließ bald diese Ansicht fallen, aus Furcht vor den Schustern, die dadurch um ihr Brod gekommen sein würden. Die zweite Ansicht, den Stock auf den Hirnkasten zu appliciren, wußte sich schon durch den einzigen Umstand keine Geltung zu verschaffen, daß der Stock dadurch seine Wirkung ganz verfehle, indem er aus den vernageltesten Köpfen offene machen und so den Regierungen nur Schwierigkeiten bereiten würde. Nach langen Besprechungen und vielem Disputiren, kam man endlich zur allgemeinen Ueberzeugung, daß derjenige Körpertheil, ohne welchen selbst die unbestrittenste Legitimität keinen Thron gehörig ausfüllen kann, sich am besten als Tummelplatz für die Wirksamkeit des Stockes erweise, besonders da der Deutsche unter allen Völkern der Erde bekanntlich das meiste Sitzfleisch habe. Nun erhob sich aber wieder ein neuer Kampf der Ansichten, nämlich, welcher Holzart man den Vorzug geben sollte. Nachdem Einige für die Birke, Viele für das spanische Rohr und Andere für andere Holzarten gestimmt, erhob sich plötzlich eine, von wahrhaftiger Vaterlandsliebe beseelte Stimme für die Eiche. Das war ein glücklicher Gedanke!

Denn nicht allein, daß die Eiche ein deutſcher Baum und das Sinnbild deutſcher Kraft iſt, ſo bietet auch noch ihre Rinde den beſten Gerbſtoff und eine deutſche Haut wird gewiß ganz unverwüſtlich, wenn ſie durch Eichenknoten gegerbt wird. Das Minimum der Prügel-Zahl ſetzte man auf ſechsunddreißig und ſo ſtieg man immer, indem man dieſe Zahl mit zwei, drei und vier multiplizirte; damit der Deutſche, wenn er geprügelt wird, ſich an die deutſchen Bundesſtaaten erinnere, die in ihrer Einheit ſämmtlich an ſeiner Erziehung und Fortbildung Theil nähmen.

So, meine Herren, wurden die Deutſchen viele Dezennien hindurch an dem deutſchen Eichenſtocke herangezogen und es zeigte ſich hier zum erſtenmale, wie herrlich es gelinge, wenn der Deutſche nicht immer als nebelnder Theoretiker verfährt, ſondern wenn er auch Manches a posteriori behandelt. Allein das Conſumo der Eichen war endlich ſo ſtark, daß es bald in den heiligen deutſchen Eichenwäldern viel lichter zu werden anfing, als in den Köpfen der größten deutſchen Gelehrten und die Zahl der mit dem Stocke zu behandelnden Hintertheile die der Eichenknoten bei weitem übertraf. Da verbreitete ſich tiefe Trauer über ganz Germania. Aber nil mortalibus arduum est! d. h., in Deutſchland iſt alles möglich. Es ward hell in der Seele eines deutſchen Genius und er

erfand eine Maſchine, eine ſinnreiche, herrlich-konſtruirte Prügelmaſchine, durch welche die Detailprügel ganz abkamen, da die deutſchen Häute jetzt ſehr bequem en gros losgeſchlagen werden konnten. Man bedurfte keiner deutſchen Flegel mehr, um deutſche Früchte zu dreſchen, und bald wurde die deutſche Prügelmaſchine eine Staatsmaſchine. Sie übertraf auch die kühnſten Erwartungen und der große deutſche Erfinder darf den andern großen Erfindern kühn an die Seite geſtellt werden. Namentlich hat ſich die Prügelmaſchine, durch welche man hundert Individuen zugleich befriedigen kann, höchſt wohlthätig in Bezug auf den Kriegerſtand erwieſen. Denn wenn der Soldat ſchon geſchlagen wird, bevor er in die Schlacht geht, ſo ſteht ihm in derſelben nichts mehr Schlimmeres bevor und er braucht alſo nichts mehr zu fürchten. — —

Hundert Jahre ſind nun ſeit jener großen Erfindung verfloſſen, die ſich ſo trefflich zum Heil der Deutſchen bewährt hat und das dankbare Vaterland feiert nur ſeinen eigenen Ruhm, indem es den unverwelklichen Ruhm Desjenigen feiert, deſſen Geiſt es bewirkte, daß die deutſche Nation ſtets ſchlagfertig da ſteht.

Es lebe der Erfinder der Prügelmaſchine!

Leben, Thaten und Untergang

des

deutschen Junkers Balthasar Nix.

Der edle Ritter, Balthasar Nix, dessen bedeutendes Dasein hier nicht ohne einen leisen Anflug von Begeisterung geschildert werden soll, erblickte das Licht dieser trostlosen Welt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da er im Augenblick seines Geborenwerdens über alle Maßen schrie, so war man gleich überzeugt, daß er dereinst nicht schweigend durch's Leben gehen würde. Kaum hatte Balthasar das erste Jahr und die Amme seine Windeln zurückgelegt, als er auf seinen eigenen Füßen stand, was man als ein höchst glückliches Zeichen früher Selbstständigkeit mit Freuden wahrnahm. Seine glorreiche Lauf-

bahn erſtreckte ſich damals von einer Wand bis zur andern; und obgleich er zu jener Zeit oft auf den Kopf gefallen, ſo beſchadigte er ſich dennoch nie, und die Umgebung ward dadurch zur ſchönen Hoffnung berechtigt, daß er, als ächter deutſcher Ritter, zwar an Vielem Anſtoß nehmen, ſich aber niemals umſonſt den Kopf zerbrechen würde. Kurz darauf erhielt er ein Steckenpferd; doch können wir dies hier als minder wichtig wohl füglich übergehen.

Noch nicht ſechs Jahre alt, zeigte der Ritter bereits gegen Leſen und Schreiben eine höchſt bewundernswürdige Abneigung; nicht minder legte er in dieſem zarten Alter ſchon eine ungewöhnliche Vorliebe für Auſtern und Champagner an den Tag, ein Umſtand, der einſt die merkwürdigſte Kataſtrophe in ſeinem Leben bilden ſollte. (Daß er auch gutes Wildpret und ſtarke Rheinweine nicht verſchmähete, iſt hier beſonders zu erwähnen ſehr überflüßig.) Aber in noch anderen ritterlichen Uebungen zeigte der edle Junker bald ſein angeborenes Talent. Er hetzte jede Woche ein Pferd zu Tode; er ging und ritt auf die Jagd; er ſchoß nach der Scheibe und verpuffte ſo viel Pulver, als wenn er es ſelbſt erfunden hatte. Groſſe Hunde und Ebenbürtige liebte er eben ſo ſehr, als er Bauern und Bürger haßte und eine wahrhaft erſtaunenswerthe Gewandheit

zeigte er in Handhabung der Reitpeitsche, der er schon des Knalleffekts wegen, als wahrhafter Junker, sehr zugethan war. Als er sich im achtzehnten Jahre befand, in jenem Alter, wo die Blüthe der Flegelei zur üppigen Blume der Impertinenz sich entfaltet, ging er, nach zurückgelegten Vorstudien im Fechten und Parforcejagen, auf die Universität Göttingen, welche wegen ihrer Würste und Professoren einen Weltruhm genießt. (Er fand leider an jenen mehr Geschmack als an diesen.)

Die ersten Tage seines Aufenthalts waren für ihn sehr unangenehm. Sein Mangel an Wißbegierde und der Ueberfluß an Wissenschaften, ließen ihn nämlich im Zweifel, welchem Studium er sich zuwenden sollte; endlich aber ward er sich seiner Geburt bewußt und widmete sich dem Studium des Faustrechtes. Bald schloß er sich verwandten Herzen an und fehlte nie, wo es galt, einem Professor die Scheiben einzuschmeißen, oder einen nächtlichen Randal vor dem Hause eines Philisters zu machen. Der edle Junker war so unermüdlich in seiner Thätigkeit, daß er oft noch wachte, wenn andere Christenkinder schon aus dem Bette stiegen. Auf der Mensur war er fast täglich und wäre sein Geist so scharf gewesen wie seine Klinge, er wäre gewiß eher in die Wissenschaften und die deutsche Philosophie, als

in die Nasen und Backenknochen deutscher Musensohne eingedrungen. Sein Rapier war aber stets geschliffen, während er, ein ächter deutscher Junker, stets das Gegentheil war.

Viele behaupten, die Tugend sei das höchste Gut. Das höchste Gut des edlen Geschlechts der Nire war aber durchaus nicht die Tugend, sondern im Gegentheil wenige Morgen kahlen Landes auf einem Bergkegel, in dessen Mitte auch das Schloß der Nirischen Ahnen stand. Nur eins hat dieses Gut mit der Tugend gemein; eben so wenig wie diese, war nämlich jenes im Stande, ein behagliches Auskommen zu sichern und wenn man den Junker einen Springinsfeld nannte, so war darunter durchaus nicht zu verstehen, daß er mit seinem Gelde große Sprünge machen konnte. Es ging ihm in vieler Beziehung wie dem Mond; erstens war er wie dieser nicht im Stande, aus eigenen Mitteln zu leuchten, zweitens trank er so viel, daß er sich beständig um die Erde und mit der Erde drehte und drittens war sein Wandel eben so wenig, wie der des Mondes, ganz ohne Flecken.

Daher kam es denn, daß der edle Junker viel Gläubiger und höchst merkwürdige Autographen von fast

ſämmtlichen Gaſtwirthen, Schuſtern und Schneidern der Stadt hatte. Dieſe Gläubiger mahnten ihn zwar weit heftiger, als ſein Gewiſſen; doch wenn er gegen dieſes harthörig war, ſo war er gegen jene ſtocktaub.

Das Triennium war vorüber. Voll Schulden machte der edle Junker ſein Examen und blieb in beiden ſtecken. So ausgerüſtet, verließ der edle Junker ſeine Hochſchule, auf welcher er nichts Wichtiges gelernt und nichts Unwichtiges vergeſſen hatte und da gerade das Vaterland ſich des Friedens erfreute, wandte er ſich dem Militärſtande zu. Ehe der bleiche Mond ſich dreimal erneut hatte, war der edle Junker ein ſtattlicher Kavallerie-Lieutenant, und da man als ſolcher nicht viel Kopf, ſondern das Gegentheil gebraucht, ſo konnte Niemand den edlen Junker aus dem Sattel heben, ja, er ſaß ſo feſt zu Pferde, daß man ihn mit dem Thiere zuſammen gewachſen glaubte, und nicht beſtimmt wußte, ob das Pferd ſich in einen edlen Ritter, oder der edle Ritter ſich in ein Pferd endigte.

Das Geſetz des Landes verbot jede Art von Zweikampf auf's ſtrengſte; daher kam es, daß faſt täglich Duelle ſtattfanden. Es geht überhaupt mit den menſchlichen Geſetzen, wie mit den großen Landſtraßen; man

kommt gewöhnlich schneller zum Ziele, wenn man beide umgeht. Nachdem der edle Junker aus zwölf Ehrensachen sich mit viel Ruhm und wenig Narben gezogen, war er darauf bedacht, der Welt edle Nachkommen von sich zu liefern. Er hatte mehrere Jahre mit einer bürgerlichen Dame gelebt. Da aber die Folgen einer wilden Ehe nur natürliche Kinder sind, so entschloß er sich zu einer zahmen.

Eine reiche adelige Wittwe hatte auf den edlen Ritter ihr einziges Auge geworfen und der edle Ritter reichte ihr die Hand am Altare, da er hoffen durfte, daß sie nur ein Auge zuzudrücken brauchte, um im strengsten Sinne für ihn ganz blind eingenommen zu sein. Kaum zwei Jahre hatte der edle Ritter nöthig, um alles bewegliche Gut seiner Ehehalfte, bis auf ihre Zunge, todt zu schlagen.

Kurz nach diesem Zeitraum ging sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung. Er brachte nämlich diejenige unter die Erde, welche ihm auf der Erde nichts mehr zu bieten hatte. Ihre letzten Worte waren — die schönsten für ihn. Als er sie in die Gruft senkte, ließ ihm sein schwacher Glaube den Trost zurück, daß es kein Wiedersehen giebt. Eine Thräne ließ er auf ihr Grab fallen, eine

aufrichtige, heiße Thrane verborgener Freude. Schon wollte er in der ſüßen Hoffnung, zum zweitenmale Wittwer zu werden, einer bejahrten reichen Jungfrau die Hand bieten, als ſich ein Umſtand ereignete, der ſeinen ſchätzbaren Tugenden auf einmal ein Ende machte. Er ging nämlich im unerſchütterlichen Vertrauen auf ſein vielumfaſſendes Talent mit einigen edlen Kameraden eine Wette ein, binnen einer Stunde dreihundert Auſtern und fünf Flaſchen Champagner in das dunkle Reich ſeines Magens zu ſchicken. Die Auſtern waren bereits im Meer der Vergeſſenheit und ſchon ſetzte der edle Junker das letzte Glas der letzten Flaſche an den Mund, als man plötzlich etwas an ihm wahrnahm, was noch niemals an ihm wahrgenommen worden. Er zeigte ſich nämlich aufrichtig gerührt. Was dem Schmerz gekränkter Unſchuld, was der Qual verletzter Ehre und der bittern Pein getäuſchter Hoffnung niemals gelang, das brachte ein Schlagfluß in einem Nu fertig.

Die Kameraden überzeugten ſich bald, daß der Freund das Leben verloren und ſie alſo die Wette gewonnen hatten. Der edle Ritter war von jeher gewohnt, alles leicht aufzugeben, was für ihn keinen Werth hatte und ſo machte er es auch mit ſeinem Geiſt.

Die Freunde begruben ihn mit allen ihm gebührenden Ehren und, lösten viel Salven an seinem Grabe, um zu zeigen, daß er noch mehr als einen Schuß Pulver werth war. Außer vielen unquittirten Rechnungen und einer Uniform ließ der edle Junker nichts zurück, als das Andenken an seine Virtuosität im Trinken und im Führen des Rappiers. Seine edlen Freunde ließen ihm einen Grabstein mit folgendem Epitaphium setzen:

Hemm' nicht die Thränen deines Blick's,
O Wand'rer! weine bitter;
Denn unter diesem Stein liegt Nix,
Liegt, ach, ein deutscher Ritter!

Schwermüthiger Brief

der

Sonne an den Mond.

Von dem Licht kommt das Gefunkel,
Und der Dünkel kommt vom Dunkel;
Laß das Licht, o Menschheit funkeln,
Dann wird Dünkel nicht mehr dunkeln.

Anonymus.

Mein lieber Mond!

Der Ueberbringer dieser Zeilen, ein angehender Komet mit viel versprechenden Anlagen, sei dir herzlich empfohlen. Er hat sich bereits in verschiedenen Thierkreisen bewegt und weiß sich zu benehmen. Daß ich Dir, mein theurer Mond, schon so lange nicht geschrieben, liegt in meiner Stimmung, die eine höchst verdrußliche ist. Ich lebe zwar in sehr glänzenden Verhältnissen und bin so zu sagen der Mittelpunkt, um welchen sich manche

vornehme Welt bewegt; allein das iſt noch lange nicht genug zur Zufriedenheit. Im Gegentheil! die Zudringlichkeit dieſer Körper macht mich höchſt unglücklich; beſonders gilt dies von der Erde, deren Trabant du biſt. Dieſe Erde, die ſich täglich mit ſo viel Wohlgefallen um ſich ſelbſt dreht, wie viel Kummer hat ſie mir ſchon gemacht! Du weißt, daß ich den Menſchen von jeher gewogen war; aber wie undankbar, wie gemein benehmen ſie ſich gegen mich! Sie achten an mir wie an ihren Mitgeſchöpfen nur den Schein und mißbrauchen mein leuchtendes Angeſicht zu nichtsnutzigen Dingen. Sie haben jetzt ein Inſtrument erfunden, Daguerreotyp genannt, und ich bin verdammt der Nachwelt Köpfe zu bewahren, welche nicht werth ſind, daß ich ſie beſcheine. Du weißt ferner, wie angelegen ich mir's ſtets ſein ließ, den Menſchen da unten ihr täglich Brod zu beſcheeren, wie ſehr ich jeden Keim liebevoll aus der Erde lockte und gedeihen ließ, damit ſich die Erdenſohne ſatt eſſen können. Aber es ſcheint, daß ihnen meine Güte nicht ſehr angenehm. Sie haben da unten eine Klaſſe von Menſchen, die in der irdiſchen Sprache Wucherer genannt werden. Dieſe Wucherer machen ein verdrußliches Geſicht, wenn ſie das meinige heiter ſehen. Sie ſcharren die goldene Frucht zuſammen, die durch meinen Gnadenblick gereift und ſpekuliren auf

den Hunger der Menſchheit. Welch' niederträchtiges Geſchlecht! Das unvernünftige Thier ſammelt doch nur den Vorrath, um ſeine nöthigſten Bedürfniſſe zu befriedigen; das Wuchrergeſchlecht aber vermünzt den Schweiß des Landmanns und macht die Quelle des Elends zur Quelle ſeines Reichthums. Und ſolche Schufte wandeln ungehängt auf dieſer Erde herum und ſehen mit Verachtung auf diejenigen herab, deren Wohlfahrt ſie verſchlingen. So geht's überhaupt auf dieſer Erde. Das Laſter iſt dort gewöhnlich die Leiter des Reichthums, und hoch ſteht nur der, welcher ſich auf die Schultern des Andern ſtellt. — —

— Sie verehren auf dieſer Erde eine Göttin, welche ſie die Gerechtigkeit nennen. Dieſe Gerechtigkeit iſt blind und hält eine Wage in der Hand. Wenn ſie nicht blind wäre, hätte ſie gewiß ſchon lange dieſe Wage fortgeſchleudert, deren Zunge ſo ſehr ſelten die Wahrheit ſpricht und in deren Schaale das Gold ſpezifiſch ſchwerer iſt als die Tugend. Sie erweiſen mir die Ehre, mich immer in Geſellſchaft ihrer Gerechtigkeit zu nennen; aber dieſe Sonne der Gerechtigkeit iſt nur eine Nebenſonne, eine bloße Lufterſcheinung, und die irdiſchen Gerichtshöfe ſind wie die Höfe des Mondes und der Sonne nur feuchter Nebel. Die albernen Menſchen glauben gewöhnlich, die Gerechtigkeit ſei nur da, um dem Unrecht zu ſteuern;

allein die Gerechtigkeit verhält ſich zum Unrecht wie der Arzt zum Patienten. Es gibt nämlich nicht ſo viele Aerzte der Patienten wegen, ſondern umgekehrt. Woher ſollten denn die Aerzte leben, wenn ſich die Menſchen nicht von ihnen behandeln ließen? Ein guter Arzt macht erſt krank, bevor er heilt, und die irdiſche Gerechtigkeit ſchafft erſt das Unrecht, um es dann abzuſchaffen.

Wo man viele Götter verehrt, kennt man die wahre Gottheit nicht, und wo man viele Rechte findet, wird man das wahre Recht vergebens ſuchen. Sie haben auf der Erde ein Staatsrecht und ein Kirchenrecht; ſie haben aber auch ſogenannte Menſchenrechte. Dieſe Menſchenrechte werden vom Staatsrecht und Kirchenrecht ſo innig an's Herz gedrückt, daß ihnen der Athem ausgeht. Damit ſie nicht vergeſſen, daß ſie Rechte beſitzen, führen ſie Bücher darüber. Eines dieſer Bücher wird Corpus juris genannt, das iſt ein ſchwerfälliger Körper, der feſt gebunden werden muß, wenn er zuſammenhalten ſoll. Dieſer Körper hat ſchon manchem Geiſte viele Beſchwerden verurſacht.

Du weißt, mein theurer Mond, daß es einſt eine Zeit gab, wo man mich, die Spenderin des Lichtes, angebetet. Damals kannten die Menſchen die Aufklärung nicht. Jetzt, da ſich die Menſchen der Aufklärung rühmen,

ſcheinen ſie keinen Gefallen an meiner Klarheit zu finden. Als Du Anno 1842 durch Deinen Schatten mein Licht der Erde entzogen, liefen ſie voll Freude herbei, um das ſchöne Schauſpiel zu betrachten. In Wien, wo damals eine totale Finſterniß herrſchte, wurde mir ſogar vom ganzen Publikum applaudirt. Sie waren mit meiner Gaſtrolle höchſt zufrieden. Da ich aber die Rolle der Finſterniß nicht wieder übernehmen wollte, wurde ich nicht engagirt. Ein ſonderbares Volk, dieſe Menſchen! Die Erdfinſterniß nennen ſie Sonnenfinſterniß! Weil ſie mein Licht nicht ſehen, glauben ſie, ich hätte den Glanz verloren. So machen ſie es mit ihren großen Geiſtern ebenfalls. Was ſie nicht verſtehen, nennen ſie dunkel. Mein Anblick iſt ihnen unerträglich, nicht etwa, weil mein Glanz zu ſtark, ſondern weil ihr Auge zu ſchwach iſt.

Licht iſt Leben. Als die Gottheit das Univerſum in's Daſein rief, war ihr erſtes Wort: Es werde Licht! Das Urweſen ſchafft nichts ohne Klarheit, und wo ſich Gott und das Leben offenbart, da iſt es hell, ſonnenhell. Nun gibt es aber unter ihnen ein beſonderes Geſchlecht, dem mein klares, helles und warmes Weſen durchaus nicht behagt. Dies Geſchlecht ſchlägt die Binde um das Auge der Menſchen und führt ſie dann unaufhörlich im beſchränkteſten Kreis herum. Wie das arme

Pferd in der Mühle, drehen ſich dann dieſe arme Menſchen raſtlos um denſelben Fleck, und wenn der Abend gekommen, ſtehen ſie noch immer da, wo ſie am frühen Morgen geſtanden. Da ſich aber mein hellſtrahlendes Licht nicht fortleugnen läßt, lehrt dies Geſchlecht, ich ſei ein bloßes Blendwerk und verderbe die Augen und der Weg zum wahren Lichte führe nur durch die Finſterniß.

Mein theuerer Mond! Es hat auf der Erde unten eine Zeit gegeben, wo man glaubte, die Erde ſtünde ſtill und ich drehete mich jahraus jahrein um ſie herum. Als damals ein Mann behauptete, ich, die Sonne, das hellſte Geſtirn, ſei der Mittelpunkt des Firmaments und alle Welten ſtrebten nach meiner Nähe, um ſich zu erleuchten und zu erwarmen: legten ſie ihn auf die Folter; denn die Bewegung und das Streben nach dem Lichte taugte nicht in ihren Kram. Damals, theuerer Mond, hielten die Menſchen gar manches für eine Erleuchtung, was doch nichts war, als ein nichtsnutziger Irrwiſch, der auf dem Grabe der Vernunft herum hüpfte. Am Tage ſchwindet jeder Glanz vor meinem Glanze; in dunkler Nacht aber glänzt auch das faule Holz. —

Wenn ich nun über dieſe und noch andere irdiſche Zuſtände nachdenke, werd' ich recht verdrüßlich und ich würde der Erde ſchon längſt mein Licht verſagt haben,

wenn nicht auch einige darauf wandelten, die ſich gerne des Lichts erfreuen. Soviel aber iſt gewiß, theuerer Mond, wenn ich denen da unten einſt zu nahe komme, ſie würden mich wegen meiner liberalen Ideen gewiß confiſciren. Du, lieber Mond, haſt nichts zu fürchten. Du biſt in Deutſchland namentlich eine ſehr angenehme Erſcheinung. Dein ſentimentales Licht, das nur leuchtet, um die Nacht zu zeigen, aber nicht zu verſcheuchen, füllt verliebte Herzen mit ſanftem Troſte. Du biſt der Schutzpatron der deutſchen Lyrik. Du unterrichteſt die deutſchen Jünglinge in den Anfangsgründen der Liebe und der Proſodie, und deine blonden Strahlen haben Reime ausgebrütet, welche an Zahl faſt den deutſchen Cenſurgeſetzen gleichkommen. Zwar biſt auch Du in neueſter Zeit etwas vernachläßigt worden, und die politiſche Poeſie hat Dich ſogar in die Acht erklärt, aber fürchte nichts, guter Mond! Du ſpielſt noch immer die Hauptrolle im Kalender, und wenn Du voll biſt, bewahrſt du manchen ſchwachen Geiſt, der ſich in ähnlichem Zuſtande befindet, vor vielem Kopfzerbrechen.

Ich würde Dir noch einige Bemerkungen ſchreiben; allein ich will dem Ueberbringer doch nicht zu viel anvertrauen. Sein etwas unregelmäßiger Wandel könnte ihn der Erde zu nahe bringen, und dann würde er, wenn

man den Brief bei ihm entdeckt, gefänglich eingezogen werden, oder er käme gar unter polizeiliche Aufsicht, was einem angebenden Stern die künftige Laufbahn ganz zerstören kann.

Ich erwarte, mein theurer Mond, deine lieben Zeilen und küsse Dich mit den feurigsten Küssen.

Deine unwandelbare Sonne.

Offenes Sendschreiben

der

Erde an die Sonne.

Durchlauchtige Sonne!

Aus deinem Briefe an meinen Trabanten, den Mond, hab' ich deinen Unwillen gegen mich wahrgenommen, und ich muß gestehen, es hat mich gewundert, bei dir, die du die Weltbeleuchtungsanstalt bist, so wenig Klarheit der Ansichten zu finden. Du machst mir einen Vorwurf daraus, daß ich mich täglich um mich selbst drehe. Aber geschieht dies nicht, um dein durchlauchtiges Antlitz zu sehen? Es geht mir in dieser Beziehung, wie so vielen Sterblichen, die sich sogar in einer Stunde vierundzwanzigmal um sich selbst drehen, damit sie nur einen Strahl irgend einer irdischen Durch-

laucht erhaſchen. Glaube mir, majeſtätiſche Sonne, daß ich dies Ummichſelbſtdrehen, das jetzt ſchon ſo viele Jahrtauſende währt, längſt müde bin und ich wollte recht ernſtlich, daß der Urſchöpfer in gerechter Anerkennung meiner Dienſte mich endlich penſionirte und in Ruheſtand verſetzte. Du haſt gut reden. Du empfangſt täglich die Beiuche der Welten und bewegſt dich nicht von der Stelle; aber ich habe nicht einmal einen Sonntag für mich. Der Schöpfer ſelbſt hat am ſiebenten Tage von den großen Strapatzen ausgeruht; ich darf leider niemals ruhen. Du ſollteſt alſo mehr Nachſicht haben. Auch ſollteſt du wiſſen, daß ich älter bin, als du. Ich will mich indeſſen der Anciennetät nicht rühmen. Im Grunde ſind wir Welten, ob wir leuchten oder erleuchtet werden, doch nur Parvenü's; denn wir ſind ja ſämmtlich aus Nichts entſtanden. Darum alſo keine Suffiſance! Käme es aber bei uns auf wahres Verdienſt an, ſo würde ich vielleicht den Sieg davon tragen. Ich gebe dem Menſchen alles, was er begehrt; dafür tritt er mich mit Füßen. Ich bin ſogar verdammt für das liebe Vieh zu ſorgen. Ich muß unaufhörlich produciren, damit die unvernünftigen Beſtien nicht über Hunger klagen. Jeder Eſel hat ein Recht auf mich; ich bin leider die Univerſal-Speiſewirthſchaft und muß Gäſte bedienen, die während ihres langen

Lebens keine andere Empfindung kennen, als den Hunger und die Verdauung.

Was du indeſſen von den Sterblichen ſagſt, iſt wahr und richtig. Es iſt ein undankbares, nichtsnutziges Geſchlecht, das jede Güte mißbraucht und jeden Mißbrauch erfindet. Sie behaupten, ſich von den anderen lebenden Geſchöpfen durch Vernunft auszuzeichnen; ſie benutzen aber dieſe Vernunft nur, um ſyſtematiſch unvernünftig zu ſein und ſo wie ſie viele vierfüßige Thiere abrichten, auf zwei Beinen zu tanzen, ſo richten ſie ſich gegenſeitig ab, auf allen Vieren zu kriechen. Die Unnatur iſt ihnen zur zweiten Natur geworden und keine Kunſt iſt bei ihnen ſo ausgebildet, als die Verſtellung. Sie reden viel von Freiheit und dennoch gibt es bei ihnen nur Tyrannen und Sklaven. Sie ſprechen auch viel von Aufklärung; aber ſie geberden ſich dabei wie die Mücken. Sie nähern ſich dem Lichte, nicht um ſich daran zu erleuchten, ſondern ſich daran zu verbrennen. Auch von der Gottheit ſchwatzen ſie viel; aber ſie erheben ſich nicht zu dieſer durch edles Thun und Denken; ſie ziehen vielmehr die Gottheit in die Niedrigkeit ihres Treibens herab. Sie klagen über die Ungerechtigkeit des Schickſals und ſind es doch ſelbſt, die ſich ihr Schickſal bereiten. Sie ſtolpern über die Steine des Anſtoßes, die ſie ſich ſelbſt in

den Weg legen und kein Unglück gibt's, das nicht einem Menſchen das Daſein verdankte. Der Menſch nennt mich „Jammerthal"; aber ich erzeuge keinen Jammer für den Menſchen; der Menſch erzeugt den Jammer auf mir armen Erde.

Wenn ich nun zuweilen an das Treiben der Menſchheit denke, krieg' ich die heftigſten Krämpfe und muß dann Feuer und Schwefelwaſſer ſpeien. Es iſt gar kein Wunder, glorreiche Sonne, daß du immer ſo gut ausſiehſt; denn die Menſchen machen dir den Kopf nicht warm, ſondern umgekehrt. Ja, ſo ſcharfſichtig ſie auch zu ſein glauben, ſie können dir doch nicht einmal in's Geſicht ſehen. Schon der Umſtand, daß du ihnen ſo fern biſt, würde genügen, daß ſie dich verehren und wollen ſie in ihrer unbegrenzten Neugierde dein Weſen erforſchen, ſo können ſie dich nur ſcheinbar ſich näher bringen. Mit mir aber ſind ſie bald fertig. Sie hauen, ſie ſtechen, ſie ſtoßen, ſie durchbohren mich und reißen mir die metallenen Eingeweide aus dem Leibe. Nicht zufrieden mit dem goldenen Segen auf mir, holen ſie ſich mit Lebensgefahr aus meinem tiefſten Schooße den Fluch des Goldes herauf, welches das Auge der Tugend verblendet und die Gerechtigkeit zum Fußſchemel des Laſters macht. Ich bin die Mutter alles Lebenden; je älter ich aber

werde, je mehr werde ich verachtet. Meine Fluren ſind geſchaffen die nährende Frucht hervorzubringen und das Auge durch ſaftiges Grün zu erquicken. Es liegt in meinem innerſten Weſen, daß ich durch meinen Schmuck nütze und daß der Nutzen, den ich bringe, ſich im Gewand der Schönheit zeige. Die Menſchen aber vernichten meine Fluren, reißen die ſchattenreichen Bäume um und erdrücken mich durch eiſerne Schienen, die ſie Eiſenbahnen nennen und wie es ſcheint zu dem Zweck erfunden haben, um ſich gegenſeitig auf die ſchnellſte Manier betrügen zu können.

Und doch lieb' ich den Menſchen mit inniger, unwandelbarer Mutterliebe; denn ſein ganzes Daſein iſt ja nur ein unruhiger Traum. In dieſem Leben iſt er ein Nachtwandler, der, mit offenen Augen ſchlafend, die ſteilſten Höhen erklettert und manches Schwierige vollbringt; aber erſt wenn der Tod ſeinen Namen ruft, erwacht er und ſchaut ein Licht, das viel heller und klarer als das deine. Erſt mit dem ewigen Schlafe beginnt ſein ewiges Erwachen und nur wenn er ſein äußeres Auge zudrückt, öffnet ſich ſein inneres, um ſich nie wieder zu ſchließen. Aber ſelbſt wir, die großen Welten, haben unſere großen Schwächen. Ich habe meine ſchiefe Richtung und du ſelbſt biſt, trotz deines großen Glanzes, dennoch nicht

ohne Flecken. Laß uns alſo gegenſeitig mit uns und den Geſchöpfen Nachſicht haben und bedenken, daß es auch bei uns Welten gar zu rund hergeht und daß man eigentlich durch Tadel die Sache nur verſchlimmert, wenn man die Kraft nicht hat, ſie zu beſſern.

Lebe wohl.

Deine wandelbare Erde.

An dem Grabe
eines
ſeltenen Menſchen.

Laßt mich von den unvergleichlichen Tugenden eines Mannes reden, deſſen Aſche unter dieſem kalten Steine ſchlummert. Ich habe ihn gekannt und was ich jezt von ihm ſagen werde, hab' ich an ihm ſelbſt erfahren. Die Tugenden, die den Menſchen am meiſten zieren, waren in ihm am trefflichſten ausgebildet, und diejenigen Laſter, deren faſt alle Menſchen mehr oder minder fröhnen, hatte er höchſtens dem Namen nach gekannt. Schmeicheleien hat er nie und Niemanden geſagt und niemals beachtet. Kein verleumderiſches Wort ging je über ſeine Lippen und auf die Reden böswilliger Thoren hat er nie gehört. Mit leeren Verſprechungen hat er ſeine Nebenmenſchen niemals abgeſpeiſt und eitle Prahlereien aufgeblaſener Windbeutel fanden keinen Eingang in ſein Ohr. Nie-

male hat er die Geheimniſſe Anderer belauſcht, oder ſie boswillig und leichtſinnig ausgeplaudert. Seinen eigenen Weg gehend, war es ihm gleichgültig, wer und was man von ihm ſprach und ſelbſt der verſchmitzteſte und abgefeimteſte Heuchler konnte ſich nicht rühmen, je bei ihm Gehör gefunden zu haben. Seine Schwächen durch ſchöne Worte zu bemänteln, war ihm eben ſo fremd, als ſeine Eigenſchaften ruhmredig auszuposaunen. Nie hat er ſich, ſelbſt nicht in ſeinem heftigſten Zorn, zu böſen Redensarten hinreißen laſſen und eben ſo blieb er taub, wenn man durch böſe Redensarten ſeine Freunde von ſeinem Herzen und ſeiner Achtung trennen wollte. Von den größten Gichtſchmerzen geplagt, die ihn leider zu früh der Menſchheit raubten, hat er doch durch keine Silbe ſeine Qualen zu erkennen gegeben. So ſah er ſchweigend den Tod nahen und ſo ging er ſchweigend in eine beſſere, ſchönere Welt. Und dieſer edle Mann, deſſen große Tugenden ich hier erwähnt, hatte doch einen großen, beklagenswerthen Fehler; er war leider taubſtumm.

Die ſchlechten Dichter.

Eine Apologie.

Es gibt eine Art Satyre, die, wie gewiſſe unbarmherzige Inſekten, ſich nur auf wunde Stellen ſetzt, um ſich am Schmerz der Hülfloſigkeit zu weiden; während eine andere dem Höllenſtein gleicht, der zwar auch Wunden berührt und reizt, aber nur um ſie zu heilen. Der Menſch aber verwechſelt und verurtheilt beide Arten und vergißt, daß die Satyre nie eine Schwäche erzeugt, ſondern umgekehrt. Wie mit der Satyre geht es gewöhnlich uns Menſchen auch mit andern Dingen. Wir verfluchen das Gold und bedenken nicht, daß dies edle Metall nie den Geiz hervorruft, ſondern daß dieſer es iſt, der das edle Metall entehrt. Wir verfluchen die Sclaverei und ſind es doch ſelbſt, die Ketten ſchmieden oder dulden. So geht es uns aber auch mit der Dichtkunſt. Weil es

nämlich eine große Menge ſchlechter Poeten gibt, wenden Viele der Poeſie ſelbſt den Rücken und handeln wie jene Aengſtlichen, die aus Furcht vor den hesperiſchen Flöhen das ſchöne Italien nicht beſuchen.

Wir thun aber überhaupt den ſchlechten Poeten Unrecht; denn wäre ihre Exiſtenz nicht vortheilhaft für das menſchliche Geſchlecht, würde ſie der liebe Gott gewiß nicht in ſolch großer Anzahl dulden. Die ſchlechten Poeten haben wirklich die beſten Eigenſchaften von der Welt. So z. B. beſitzen ſie die gute Eigenſchaft, daß ſie viel lieber ſich ſelber loben, als von Anderen ſich tadeln laſſen und es alſo vorziehen, allzugerecht gegen ſich ſelbſt zu ſein, als Anderen nur die geringſte Veranlaſſung zur Ungerechtigkeit zu geben.

Eine ſehr gute Eigenſchaft der ſchlechten Dichter iſt es auch, daß ſie dem deutſchen Vaterlande die Monumente erſparen; denn bekanntlich fangen die großen Dichter und Geiſter bei uns erſt an zu leben, nachdem ſie geſtorben. Das Vaterland zahlt ihnen erſt die Schuld, nachdem die Meſſe — die große Seelenmeſſe — vorüber. Den großen Dichtern geht's überhaupt wie den Adlern. Sie wohnen zu einſam und fliegen zu hoch; ſie müſſen daher für ihre Nahrung ſelbſt ſorgen, während das ſchlichte Federvieh, das auf Höfen

lebt, gut gehegt wird und nur kläglich zu ſchnattern und zu gackern braucht, wenn es gefüttert ſein will. —

Man ſagt: ein Dichter müſſe geboren werden und verſteht gewöhnlich darunter den großen Dichter. Das iſt aber durchaus falſch. Auch die ſchlechten Dichter müſſen geboren werden; ſie ſind oft ſogar wohlgeboren, hochwohlgeboren und höchſt geboren. Die ſchlechten Dichter haben aber auch die gute Eigenſchaft, daß ſie lange leben. Sie entgehen alſo der Scheere der Parze ſo gut wie der Scheere der Cenſur, während die guten oft ſchon früh ein Opfer beider werden.

Die ſchlechten Dichter tragen auch ſehr viel zur wahren Volksbildung bei. Denn während die Werke der guten Dichter nur auf den Bücherbrettern der Kunſtverſtändigen oder im Boudoir der Schönen prangen, werden die Poeſien der ſchlechten als fliegende Blätter oder als Extra-Beilage zu Käſe und Butter gratis abgegeben, und ſo hat der Taglöhner für eine Kupfermünze geiſtige und leibliche Nahrung zugleich. Die ſchlechten Dichter ſind alſo eigentlich die wahren Volksdichter.

Eine vorzügliche Eigenſchaft der ſchlechten Dichter iſt unſtreitig auch folgende: Da ihre Muſe ſehr viel Papier conſumirt, ſo ſteigen dadurch die Lumpen im Preiſe und das Schlechte adeln, iſt doch gewiß ſehr edel. Da-

ber iſt es auch zu erklären, warum ſo viele gute Menſchen ſchlechte Dichter werden.

Die allerbeſte Eigenſchaft der ſchlechten Dichter iſt aber, daß ſie ſich nie für ſchlechte Dichter halten, ſondern für ganz vortreffliche und mithin zwei große Tugenden zugleich entfalten, nämlich die Selbſtverläugnung und Selbſtachtung.

Wenn übrigens die ſchlechten Poeten Tyrannen des Menſchengeſchlechtes werden, d. h. wenn ſie zu viel ſchreiben, ſo ſollte man eine eigene Strafe für ſie erfinden, eine Strafe, die ſehr viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche einſt das römiſche kaiſerliche Ungeheuer, Heliogabalus, für ſeine Köche erfunden. Dieſer Sonnengott lohnte jedem Koch, der eine gute Sauce erfunden, mit wahrhaft kaiſerlichen Geſchenken; wollte aber die neue Sauce dem kaiſerlichen Gaumen nicht munden, ſo durfte der Koch ſo lange nichts anderes als ſeine eigene Erfindung genießen, bis ihm ſein Genius die Bereitung einer ſchmackhaftern Compoſition eingab. Die ſchlechten Dichter ſollten demnach verdammt ſein, keine anderen Werke als ihre eigenen ſchlechten zu leſen, bis ſie beſſere geſchaffen. Es iſt nur Schade, daß dieſe Strafe am Ende von den Verurtheilten als ſchönſte Anerkennung ihrer unſterblichen Verdienſte betrachtet werden möchte, oder daß ſie dieſelbe

als höchſtes Vergnügen weit früher gewählt, als man ſie ihnen zur Büßung ihres Vergehens auferlegt. Ich bin übrigens feſt überzeugt, daß kein Poet in dieſem Aufſatz eine Anſpielung auf ſich finden wird und da ich noch nicht ſterben möchte, ſo ſchließ' ich dieſe Apologie mit dem aufrichtigſten Wunſche: **Auch die ſchlechten Dichter ſollen leben!**

Rede eines Vielgewanderten.

Unſere Lebensbahn liegt voll Steine des Anſtoßes und des Aergerniſſes. Ach, wir gehen eigentlich gar nicht; wir ſtolpern und ſtraucheln nur durch's Leben. Von der Kindheit bis zum Greiſenalter iſt unſer ganzes Daſein meiſtens zwiſchen Fallen und Aufſtehen getheilt und wir brauchen erſt dann nicht mehr das Fallen zu fürchten, wenn wir aufzuſtehen nicht mehr Kraft haben, wenn man uns hinausträgt auf jene Friedensſtatte, wo ſelbſt an den Leibern der Fürſten demagogiſche Würmer Bachanalien feiern. — Meine Herren, weinen Sie nicht; wir kehren wieder vom Kirchhof auf den Markt des Lebens zurück und dieſe Rede macht es wie eine junge Wittwe; ſie fängt zwar mit Thränen an, hört aber mit Lachen auf. Ich ſage Ihnen indeſſen nochmals, die Lebensbahn iſt ſo ſchwer zu durchwandeln, daß Mancher ſchon auf halbem Wege die Geduld und den Muth verliert und ſich lieber

dem ſchwarzen Tod in die Arme ſtürzt, als ſich noch länger von der grünen Hoffnung foppen zu laſſen. Indeſſen gibt es doch einige Auserwählte, denen das Schickſal Blumen auf den Weg ſtreut, die ſtatt der Steine des Anſtoßes und des Aergerniſſes nur Roſen und Veilchen finden: und dieſe Auserwählten ſind — die Einfältigen. Wer aber nicht zu dieſen Auserwählten gehört, wer nicht das Glück hat, dumm zu ſein, ſollte der verzweifeln müſſen? Nein, meine Herren; es gibt noch ein Mittel, welches uns nicht allein das Leben erträglich, ſondern ſogar angenehm macht und dieſes Mittel heißt in unſerer deutſchen Sprache — Grobheit. Ich verſtehe aber hier unter Grobheit nicht etwas Negatives, nicht bloßen Mangel an feiner Lebensart, nicht das Nichtvorhandenſein der Höflichkeit; ſondern ich meine hier die poſitive, eine und untheilbare Grobheit mit breiten Schultern und dicken Fäuſten; jene Grobheit, die mit dem Kopf wider die harte Mauer rennt, aber ſich dabei nicht den Kopf zerbricht, ſondern die Mauer ſpaltet, kurz: ich meine die deutſche Grobheit.

Meine Herren, ich habe mich in der Welt umgethan und es gibt faſt kein Land, welches ich nicht kennen gelernt. Ich war viele Jahre in Spanien, in jenem ſchönen Lande, aus welchem wir früher die Inquiſition und die ſpaniſchen

Fliegen bezogen haben; ich war im ſchönen Frankreich, welches wegen der franzöſiſchen Küche und Revolution ſich ewigen Ruhm verſchafft hat; ich war im ſtolzen England, das durch ſeine Beefſteaks und ſeine Freiheit allgemein bekannt iſt; und ich war auch in Rußland, in dem unendlichen Lande unendlicher Knuten, in dem ſchönen, an Deutſchland grenzenden Lande, welches beherrſcht wird von dem milden Kaiſer aller Reußen, welches hervorbringt Juchten, Sklaven und Caviar, in dem gefräßigen Lande, welches nicht allein andere Länder und Völker, ſondern auch die Gottheiten anderer Völker verſchluckt, kurz, in dem Lande, wo taubſtumm zu ſein, das gröſte Glück iſt. —

Wie verſchieden nun dieſe und andere Länder, die ich beſucht, auch von einander ſein mögen, überall hab' ich Grobheit angetroffen; allein es war nicht die ächte Grobheit. Der Spanier iſt zu ſtolz, um eigentlich grob zu ſein und ſelbſt dem allerniedrigſten Franzoſen iſt die Höflichkeit ſo zur zweiten Natur geworden, daß ſeine Kraft ihn gewöhnlich im Stich läßt, wenn auch ſein Wille in einer verhängnißvollen Stunde ihn zur Grobheit treibt. Der Engländer verſteht ſich ſchon beſſer auf die Grobheit; allein er treibt ſie gewöhnlich blos aus Liebhaberei oder aus Laune. Er macht nie eine Profeſſion, oder einen Lebensberuf daraus. Die Grobheit füllt nicht ſein Leben

aus. Auch findet der Engländer ſo leicht keinen Landsmann, der ſich die Grobheit gefallen ließe; er iſt höchſtens grob, wenn er deutſche Luft einathmet. Und auch in Rußland kann die Grobheit nicht aufkommen; denn wo man mit eiſernen Sohlen tritt, braucht man ja wahrlich nicht mit Fäuſten drein zu ſchlagen und wo ein Wink ſchon zittern macht, iſt's da noch nöthig, daß man ſich grober Worte bedient? Nein, in allen dieſen und anderen Ländern iſt die wahre Grobheit nicht zu finden. Die wahre Grobheit iſt nur in Deutſchland.

Sie werden nun, meine Herren, die Frage an mich richten: „Wenn die wahre Grobheit ein Mittel iſt, das Leben erträglich, ja, angenehm zu machen und dieſe Grobheit nur in Deutſchland zu finden: wie kommt's, daß gerade in Deutſchland das Leben mit jedem Tage unerträglicher wird?“

Auf dieſe höchſt natürliche Frage, meine Herren, geb' ich Ihnen folgende höchſt natürliche Antwort: die wahre beſeeligende Grobheit iſt in Deutſchland leider nicht das Gemeingut Aller. Nur die deutſchen Beamten dürfen grob ſein; das deutſche Volk muß ſich die Grobheit gefallen laſſen und das iſt eben das Unglück des armen deutſchen Volkes. Dieſe deutſche Beamten-Grobheit ſetzt ſelbſt denjenigen in Verwunderung, den das geprüfteſte

Leben gelehrt, auf Erden über nichts mehr in Verwunderung zu gerathen; denn wenn er glaubt, in einem Winkel Deutſchlands den gröbſten Beamten gefunden zu haben, ſo findet er im entgegengeſetzten Winkel noch immer einen gröbern und denjenigen Sterblichen möcht' ich ſehen, der ſich mit Fug und Recht ſchon vor ſeinem Tode rühmen könnte, den allergröbſten deutſchen Beamten geſehen zu haben.

In der That! Nichts geht über deutſche Beamten-Grobheit; aber deutſche Beamten-Grobheit geht über alles. Die deutſche Beamten-Grobheit pflanzt ſich ſtets vom Vater auf den Sohn fort und es frägt ſich nur, ob ſie eine erbliche Krankheit, oder ein erbliches Recht iſt? Es iſt nicht zu läugnen, auch der deutſche Beamte hat ſeine ſchwachen Seiten; auch der deutſche Beamte hat Augenblicke, wo ſein Auge freundlicher blickt und ſeine Zunge ſanfter ſpricht. Er hat Augenblicke, wo er nicht grob iſt; aber auch dann iſt er nicht höflich, ſondern höchſt nur gröblich. Solche ſchwache Momente hat übrigens ein deutſcher Beamte nur ſehr ſelten und wenn er wieder zum Selbſtbewußtſein kommt, ſucht er ſobald wie möglich die Lücke in ſeinem Beamten-Gewiſſen auszufüllen, und wenn er früher ein ſimpler Grobian war, wird er jetzt ein doppelter Flegel.

In andern Ländern geht's mit der Grobheit wie mit der Luft; je näher dieſe der Erde, deſto dicker iſt ſie. Die größte Grobheit findet man daher in andern Ländern, wenn man ſie bei Beamten findet, höchſtens bei den unterſten Beamten. In Deutſchland aber findet gar keine Abſtufung in der Grobheit ſtatt; hier iſt ein geheimer Polizeirath eben ſo grob wie ein öffentlicher Polizeidiener, nur mit dem Unterſchied, daß Jener ſeine Grobheit ſchriftlich und dieſer handgreiflich bekundet.

Ja, wer einige Erfahrungen im Leben gemacht, wird ſich leicht überzeugt haben, daß in Deutſchland die Prieſter der Gerechtigkeit gewöhnlich nur etwas mehr Methode in der Grobheit haben, als die ordinären Handlanger der Gerechtigkeit. Bei Jenen hat die Grobheit einen groben Kittel an und bei dieſen zeigt ſie ſich in ihrer Nacktheit. Das iſt der ganze Unterſchied.

Ich weiß wohl, daß es viele Ausnahmen gibt. Aber man ſpricht ja nie von der Geſundheit, ſondern nur von den Krankheiten. Wie dem aber auch ſei, es iſt nicht zu läugnen, daß die Grobheit wahrhaft beſeligend auf den Beſitzer derſelben wirkt; denn es gibt in der That keinen unumſchränktern Herrſcher, als einen Grobian. Wer nun wie ein deutſcher Beamter im Reich der Grob

heit begutert iſt, hat ein Beſitzthum, das ihm der Teufel ſelbſt nicht ſtreitig machen kann.

Die deutſche Beamten-Grobheit iſt übrigens für deutſche Regierungen von höchſtem Nutzen, und eben ſo wenig wie in der Landökonomie kann man in der deutſchen Staatsökonomie die Flegel entbehren, wenn man aus dem Stroh die goldenen Körner dreſchen will. Wie viel Stroh aber muß in Deutſchland ſein, da man in Deutſchland ſo vieler Flegel bedarf? — — —

Ein alter, gewiegter Journaliſt

an

einen jungen, ungewiegten.

Jedes Ding hat ſeine zwei Seiten, bis auf die Einſeitigkeit, welche auch deßhalb ein Unding iſt. Da nun die Journaliſtik jedenfalls zu den exiſtirenden Dingen gehört, ſo läßt ſie ſich natürlich auch von zwei Seiten betrachten. Merken Sie ſich vor allem, daß wir in einer Zeit leben, die von Hans Dampf unumſchränkt beherrſcht wird. Seine Tochter und Mitregentin iſt die Geſchwindigkeit. Das alte Sprichwort: „Eile mit Weile!“ muß jetzt in „Weile mit Eile!“ umgewandelt werden. Unſere Zeit hat keine Zeit mehr ſich Zeit zu nehmen; wie die galoppirende Schwindſucht eilt ſie keuchend vorüber bis ihr der Athem ausgeht. Wenn Sie ſich alſo der Journaliſtik widmen wollen, ſo befleißen Sie ſich vor allen

Dingen der geſchwindeſten Geſchwindigkeit. Schreiben Sie mit Dampf! Schreiben Sie mit 36 Pferdekraft! Der Zeitgeiſt verlangt, daß Sie Ihrem Geiſte keine Zeit laſſen. Ehe Sie ſich aber die Journaliſtentugenden aneignen, legen Sie erſt folgende Laſter ab: die Gründlichkeit, die Aufrichtigkeit und das Ehrgefühl.

Da wir den Urgrund der Dinge doch nie erforſchen konnen, ſo iſt es ſchon von vornherein lächerlich, ſich zur Gründlichkeit herabzulaſſen. Wenn Sie noch ſo tief ſteigen, Sie werden doch nur die Oberfläche berühren. Darum iſt es beſſer, daß Sie gleich ein Anhänger der Oberfläche ſind, auf welcher doch vor der Schöpfung ſogar der Geiſt Gottes geſchwommen. Wie bei der Milch und dem Champagner, iſt auch im Leben die Oberfläche immer das Genießbarſte und Beſte. Das Schwere und Wichtige ſinkt immer zur Tiefe hinab; das Leichte und Leichtfertige ſteigt ohne Mühe hoch empor. Warum aber ſollten Sie nicht ſteigen wollen und wäre es auch nur in der Gunſt des Volkes?

Die Aufrichtigkeit hat man von jeher für eine Tugend des Deutſchen gehalten; wie weit es aber der Deutſche mit der Aufrichtigkeit gebracht, das wiſſen Sie ſo gut wie ich. Sein Sie aufrichtig gegen einen Freund, ſagen Sie ihm ſeine Mängel, und er wird ſich gleich grollend

von Ihnen abwenden. Sein Sie aufrichtig gegen einen Fürſten und das Lächeln der Gnade wird ſich in einen ungnädigen Ernſt verwandeln. Nur der Himmel belohnt die Aufrichtigkeit; auf Erden dankt man ihr gewöhnlich mit derben Ohrfeigen. Betrachten Sie nur die Diplomatie, welche doch jetzt die Welt regiert. Beſteht ſie nicht gänzlich in der Kunſt, die Aufrichtigkeit zu vermeiden? Ein Journaliſt muß aber ebenfalls Diplomat ſein; ſonſt hat ſein Journal mehr Druckfehler als Abonnenten.

Ich komme jetzt auf das Ehrgefühl. Die Ehre iſt der Stein des Anſtoßes, über welchen jeder Ehrenmann ſo oft ſtolpert, bis er das Genick bricht. Gelangt man nicht meiſtens zu den größten Ehren, erſt nachdem man die eigentliche Ehre verloren? Beſteht nicht die menſchliche Ehrbegierde meiſtens in der Begierde, die Ehre auf eine gute Manier los zu werden? Und iſt in unſerer Zeit ein Ehrenwort etwa mehr als ein bloßes Wort? Sie wiſſen, was John Falſtaff über die Ehre gedacht und wie beträchtlich er durch ſeine edle Geſinnung an Fett und witzigen Redensarten zugenommen. Sein Ehrgefühl ſtand zu ſeiner irdiſchen Hülle in einem umgekehrten Verhältniß: jemehr ſein Ehrgefühl abnahm, deſto dicker wurde ſein Bauch, bis ſeine gränzenloſe Unverſchämtheit lebensluſtig aus ſeinen geſchmorten Backen leuchtete. Von allen Ge-

ſudten iſt das Ehrgefühl am leichteſten zu verletzen; während die Ehrloſigkeit ſtich- und hiebfeſt iſt. Warum ſollten Sie ſich alſo den Gefahren der Verwundung ausſetzen? Warum ſollten Sie nicht lieber furchtlos durch den Kampf des Lebens gehen, mit der feſten Ueberzeugung, daß Sie unnahbar, daß Ihre Haut, wie die des Siegfried, mit Horn bedeckt?

Haben Sie die drei oben erwähnten Laſter abgelegt, ſo gewöhnen Sie ſich folgende Tugenden an und Sie werden ſicher ein ausgezeichneter Journaliſt werden.

Sprechen Sie nie von dem, was Sie wiſſen; ſondern ſprechen Sie immer über das, was Sie nicht wiſſen. Sie haben dann einen unermeßlichen Spielraum für Ihre Feder. Ueber eine Sache, die wir durch und durch kennen, läßt ſich nicht viel ſagen; was aber läßt ſich nicht über Dinge ſchreiben, die uns theilweiſe oder gänzlich unbekannt! Glauben Sie wohl, daß ſo viele Bücher über Himmel und Hölle geſchrieben worden wären, wenn wir von beiden nur das Geringſte wüßten? Daß die Erde rund, iſt jetzt eine ausgemachte Sache und es läßt ſich nichts mehr darüber ſagen. Ob aber die Leiter, von welcher der Erzvater Jakob geträumt, von Tannen- oder Mahagoniholz geweſen? Das iſt eine Frage, über welche ſich ein Dutzend dicker Bände ſchreiben ließe. Sprechen Sie

alſo über Hydraulik, Heraldik, Mnemonik, Pathologie, Mythologie, Theoſophie, Hydropathie und Theologie. Sollten Sie aber das Unglück haben, von dieſen Dingen wirklich etwas zu verſtehen und überhaupt ein Vielwiſſer zu ſein: ſo betrachten Sie alles von einem eigenthümlichen Geſichtspunkte, d. h. von einem verkehrten. Sprechen Sie überhaupt das, was Sie nicht denken, und Ihre Produkte werden einen gewiſſen Reiz des Eigenthümlichen erhalten, der durchaus anſprechen muß. Behaupten Sie zum Exempel: „Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart denkt, was er ſpricht, und ſpricht, was er denkt,“ ſo haben Sie in einem kleinen Satze zwei große Lügen behauptet, die man aber gerne lieſt. Stellen Sie lauter verkehrte Anſichten auf. Sagen Sie, daß Eva darum in den Apfel gebiſſen, damit die Aerzte und Todtengräber nicht Hungers ſterben. Sagen Sie, daß Gutenberg die Buchdruckerkunſt erfunden, damit die Scheerenſchleifer Geld verdienen. Sagen Sie, daß Vetter Michel blos darum einen Kopf hat, damit die Schlafmützenfabriken nicht einzugehen brauchen. Sagen Sie nichts und behaupten Sie, daß Sie etwas geſagt haben. So macht es ja auch mancher Miniſter in der Ständekammer. Nichts iſt ein Stoff, aus dem Gott die Welt und die Welt ſchon manchen Gott erſchaffen. Nichts iſt das Sinnbild der

hannoverſchen Conſtitution. Nicht iſt die Auflöſung des großen Räthſels: deutſche Nationalität.

Noch eine goldene Regel will ich Ihnen für Ihre Journaliſten-Laufbahn geben. Das Wort iſt, wie Sie wiſſen, für den Gedanken das, was das Kleid für den Körper iſt. Wie aber Kleider Leute machen, eben ſo machen Worte Gedanken. Putzen Sie den kleinſten Gedanken mit den großten Worten heraus und Sie werden ſich des beſten Erfolges zu erfreuen haben. Ich will Ihnen aus unſerer politiſchen Preſſe ein Beiſpiel geben. Wenn der Redakteur eines politiſchen Journals ſeinen Leſern anzeigen will, daß der Fürſt Ile im Begriff iſt ſich zu verheirathen, ſo wird er dieſen Gedanken nicht ſo nackt hinſtellen; ſondern er wird ſagen: „In den höheren Kreiſen ſcheint es keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß eines der allerhöchſten und dem Throne am nächſten ſtehenden Glieder unſeres Herrſcherhauſes bald nach dem hohen Norden eine Reiſe unternehmen dürfte, um ſich dort um die Hand einer Prinzeſſin zu bewerben, die durch ihre Schönheit und unübertreffliche Geiſtesgaben längſt eine ſüße Neigung in dem Herzen des hohen Bewerbers erweckt haben dürfte.“ Wie herrlich klingt nicht dieſer Satz! Wie myſtiſch nimmt ſich nicht das doppelte „dürfte“ aus! Welche Ahnungen läßt er nicht

in dem Herzen des denkenden und gefühlvollen Leſers zurück!

Sie dürfen überhaupt nie in die bekannte Verlegenheit mit manchem Denker gerathen, daß Ihnen nämlich die paſſenden Worte für die Gedanken fehlen. Verſehen Sie ſich vielmehr nur immer mit paſſenden Worten; die Gedanken kommen ſchon von ſelbſt. Die Worte haben einen doppelten Zweck. Sie dienen nicht allein, wie Talleyrand ſagt, die Gedanken zu verbergen, die man hat, ſondern auch Gedanken zu zeigen, die man nicht hat. Ein Fürſt, der viel verſpricht, oder auch nur viel ſpricht, wird ſich ſchnell bei ſeinem Volke beliebt machen; denn das Volk urtheilt gewöhnlich nach Worten und nach den Thaten erſt dann, wenn es ſelbſt nach Thaten greift. Huldigen Sie der Meinung des Tages! Schmeicheln Sie immer der Maſſe und der Macht. Hunde und Katzen waren von jeher gut gepflegte Hausthiere; Löwen und Adler hat man ſtets in Käfige eingeſperrt. Sie wiſſen aber recht gut, was der König Salomo ſagt: Ein lebendiger Hund iſt beſſer, als ein todter Löwe. Der König Salomo war ein höchſt weiſer König. Gehen Sie von dem Journaliſten-Grundſatze aus, daß zum Schreiben nicht mehr gehört, als Schreibmaterialien. Schreiben Sie mit den Fingern und betrachten Sie Ihr Herz als

einen bloßen Muskel und so wird Ihnen der Stoff nie fehlen, so lange es Papier, Tinte und Feder gibt. Lachen Sie über die Thorheit der Menschen und eifern Sie nur ja nicht gegen dieselbe. Die größte Unvernunft ist, sie durch Vernunft besiegen zu wollen. Glauben Sie nie, daß das Volk denkt, und denken Sie immer, daß das Volk glaubt. Schließen Sie sich nicht der Partei an, welche den Mantel nach dem Winde hängt; gehören Sie vielmehr zu denjenigen, welche Wind machen. Je weniger Gesinnung Sie haben, desto mehr zeigen Sie sich dem Volke als ein Opfer derselben. Märtyrer, gleich viel ob wahre oder falsche, sind seit undenklichen Zeiten immer vom Volk verehrt worden; denn die große Menge liebt keinen Glücklichen und kreuzigt erst den Gott, bevor sie ihn verehrt.

Ich will übrigens in wenig Worten meine Regeln zusammen drängen, die Ihnen auf der Journalisten-Laufbahn von unberechenbarem Nutzen sein werden. Sagen Sie viel über Nichts und nichts über Vieles, und befolgen Sie nur einen einzigen Grundsatz, den Grundsatz nämlich, keinen zu befolgen. —

Goldene Regeln

eines

deutſchen Edelmanns für ſeinen Sohn.

Rouſſeau ſagt: Nur aus Liebe zum Müßiggange iſt der Menſch fleißig. In der That, ſein ganzes Leben hindurch gönnt ſich der Menſch keine Ruhe, um ſich im Alter derſelben erfreuen zu können, und ſo ruht er nicht eher, bis ihm endlich die ewige Ruhe zu Theil wird. — Aber der Menſch ſoll nicht ſeine roſigen Jugendjahre, ſeine ſtrotzende Mannskraft an das genußunfähige Greiſenalter vergeuden, oder gar das ſchöne, heitere Leben der Gegenwart ſeiner dunkeln Zukunft aufopfern.

Wozu läßt der liebe Gott die Kapaune wachſen, wenn ſie nicht gegeſſen werden ſollen? Ja, die Auſtern im Meere und die Schneyſen auf dem Lande zeigen eben ſo ſehr von ſeiner Güte und ewigen Fürſorge, als die

Sonne und der Mond und alle himmliſchen Trabanten und ſind eben ſo gut wie dieſe geſchaffen worden, daß der Menſch ſich an ihnen ergötze.

Kann man nicht ein braver, gottesfürchtiger Mann ſein und dennoch gute Saucen und gefüllte Tauben lieben? Iſt es denn gar nicht möglich, daß man ſich auf dieſer Erde kann wohl ſein laſſen, ohne ſich ſeiner Anſprüche auf die himmliſche Seligkeit verluſtig zu machen? Muß man durchaus dieſſeits des Grabes den Leib peinigen, damit jenſeits die Seele ſchwelge? Das glaub' ich nimmermehr!

Die verdammte Lehre, die den Menſchen auf dieſer Erde der Entſagung opfert, mag höchſtens für das dumme Volk, für die einfältige Maſſe, für den unvernünftigen Pöbel, kurz: für die Canaille gelten, damit ſie nicht übermüthig werde. Für den Adel aber taugt dieſe Lehre nicht. Wer einen Stammbaum aufzuweiſen hat, der kann auch die goldenen Früchte vom Baum des Lebens genießen, ohne ſich aber, wie unſere Urahnen, von einem himmliſchen Gensdarmen aus dem Paradieſe jagen zu laſſen. Das merke dir, mein Sohn! der du vom älteſten deutſchen Adel biſt; denn unſere glorreichen Väter haben ſich ſchon während der Kreuzzüge mit Lorbeern bedeckt; ja, einer unſerer wür-

digen Ahnen hat ſogar in Syrien dem großen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa zweimal den rothen Bart ausgekämmt (worüber ſich noch eine Urkunde vorfindet). Bedenke alſo, mein theuerer Sohn, welchem edeln Geſchlecht du entſproſſen und beherzige, was ich dir jetzt ſagen werde.

Ich habe in allen Ländern und zu allen Zeiten gegeſſen und getrunken und folgende Bemerkungen aufgeſchrieben, auf daß ſie auch Dir, mein lieber Sohn, Nutzen bringen, wenn ich nicht mehr bin, d. h. wenn ich nicht mehr ſpeiſe, ſondern ſelbſt verſpeiſt werde.

Mein Sohn, was Du auch immer beginnſt, Du mußt es mit vollem Bewußtſein, mit männlicher Ausdauer beginnen. Darum ſei hungrig, wenn Du Dich zu Tiſche ſetzeſt. Es muß ſich Deines Magens ein Feuereifer, ein heiliger Zorn bemächtigt haben, wenn Du ein rechtſchaffener Eſſer genannt ſein willſt. — Laſſe Dich nicht viel mit Brod ein und kehre beſonders dem Schwarzbrod Deinen Rücken. Brod überfüllt den Magen, läßt aber keine Befriedigung zurück.

Das Geſchlecht der Suppen iſt unter den Speiſen, was die Philiſter unter den Menſchen ſind — dünn, langweilig und überall voran; doch ſind Suppen beſſer als Philiſter, weil ſie warm und nahrhaft ſind. Ich

wünsche, lieber Sohn, daß Du hier die goldene Mittelstraße beobachtest. Iß wenig Suppen und wo möglich nur solche, die kompakt sind. (Gegen Speisen, die man mit Löffeln essen muß, hatte ich von jeher eine Antipathie.) Große Nationen, wie die Engländer und Reußgreizschleizlobensteiner, essen wenig Suppe, und daß die Spartaner Suppe gegessen, hat schon Stephanus, Lipsius, Ernesti, Heyne, Creuzer, Herrmann und Thiersch in Erstaunen gesetzt. — Hüte Dich vor Nudelsuppe. Sie ist ein zeittödtendes Gericht, ja, ich behaupte sogar, eine Mystifikation der civilisirten Welt.

Rindfleisch ist eine Gabe Gottes, die Du schätzen sollst. Ein gutes Stück Rindfleisch ist eine Zierde der Tafel, ein Trost des Magens. Ein gutes Stück Rindfleisch ist mir lieber, als das moderne deutsche Drama. Ehre das Rindfleisch durch Meerrettig, durch Gurkensalat und sonstige Würze; aber Kirschen, Compott und dergleichen charakterlose Dinge sollst Du mit Gleichgültigkeit, ja mit Verachtung behandeln.

Von edeln, frischen Gemüsen war ich stets ein Freund; aber gottlose Wirthe mißbrauchen das menschliche Herz und setzen ihm frischen Kohl, einfaltiges Kraut und impertinente Rüben vor. Wie manches fromme Menschenherz hat sich schon den Magen überfüllt mit eitel nichtsnutzigem

Gemüse! Du wirst also wie ein Mann zu handeln wissen und Dich mit Abscheu wegwenden von jeder bestialischen Nahrung. Freundlich gesinnt sei den Kartoffeln. Die Kartoffeln sind wahrhafte Genies; darum fehlt es ihnen immer am eigenen Fett. Für's Wohl der Menschheit müssen sie in's Feuer und weil sie allen dienen, werden sie auch von allen ausgezogen. Das undankbarste Geschäft auf Erden ist genial zu sein. Du aber wirst Dich über Undank nicht zu beklagen haben; denn du bist ein Edelmann und kannst von Renten leben. An Genie-Ueberfluß wirst Du gewiß nicht zu Grunde gehen. —

Ueber Sauerkraut herrscht nur eine Stimme; es ist das deutsche Nationalgericht. Dem Deutschen, dem gar vieles sauer wird — die Milch, das Leben und die Freiheit, war das Sauerkraut von jeher ein homöopathisches Mittel; er versüßte sich sein Leben damit. In Bezug auf das Sauerkraut hat auch der Deutsche im Strom der Zeit sein Gemüth nicht geändert. Die deutsche Liebe zum Sauerkraut hat das deutsche Reich überlebt. Der Erfinder des Sauerkrauts war gewiß ein großer Mann, der es verdient, in eine Ruhmeshalle gestellt zu werden; denn er hat doch wenigstens in einer Beziehung die deutsche Einheit befördert.

Lasse dich mit keinen Hülsenfrüchten ein, mein lieber

Sohn! Sie müssen von einem Magen verbannt werden, der so viele Ahnen zählt.

Erbsen, Bohnen und die Hoffnung erfreuen nur das Herz, wenn sie grün sind; wenn sie welk und gelb werden, geboren sie für's Volk. Hirse hat mich von jeher mit Abscheu erfüllt und Heidegrütze gehässige Ideen in mir erweckt.

Eine geräucherte Kalbszunge, mein lieber Sohn, ist eine sehr schöne Idee und viel genießbarer als manche Zunge, die von Moral gewürzt ist. Es ist ein humanes Gericht, das den Zähnen keine Verlegenheit bereitet und dem Magen keinen Kummer verursacht. Schenke dieser Speise deine wärmste Empfindung. — Von Würsten laß mich schweigen; schon der bloße Gedanke an sie lockt mir Thränen der Dankbarkeit ins Auge. Sie haben mir die angenehmsten Stunden meines Lebens bereitet. Was Göttingen in dieser Beziehung geleistet, steht in den unauslöschlichen Blättern der Weltgeschichte. Der Ruhm der Göttinger Würste hat den der Universität überlebt. In einer Göttinger Wurst steckt oft mehr Genießbares als in einem Göttinger Professor. Ich habe mit mehreren Edelleuten in Göttingen studirt, darum weiß ich auch die Göttinger Würste gebührend zu schätzen.

Ein guter Kapaun ist eine unaussprechliche Selig-

feit; ich mußte immer meine Weſte aufknöpfen, wenn ich mich dgmit beſchäftigte. Ich habe lange die Thorheit begangen, zu überlegen, welcher Theil des Kapauns am beſten und delikateſten, und habe tückiſch die ſchöne Zeit getödtet, bis mir die glückliche Idee aufſtieß, daß an einem Kapaun, wie an dem Traumbild Nebukadnezars, alles trefflich bis auf die Füße; darum hab' ich außer dieſen ihn auch ſtets gänzlich verſpeist. Was ein welſcher Hahn iſt, kann nur derjenige begreifen, welchem ein lebendiger Sinn für wahrhaft Edeles verliehen worden. Genieße ihn mit Bewußtſein, mein lieber Sohn.

Die Mehlſpeiſen habe ich zum Gegenſtande ernſter Betrachtungen gemacht und gefunden, daß in Staaten, wo ein religiöſer Typus vorwaltet, den Mehlſpeiſen beſonders gehuldiget wird. In München, wo ſo viel Religion herrſcht, ſpeiſte ich einſt im goldnen Kreuz. Mir gegenüber ſaß ein Mann, der bei der königlichen baieriſchen Religion angeſtellt war. Er beſtand blos aus Talg, ob aber ein Licht aus ihm gezogen werden konnte, wiſſen die Götter. Auf ſeinem zufriedenen Geſicht, das wie ein gut gerathener Pfannkuchen ausſah, lag himmliſches Luſtgefühl. Er verzehrte gerade Kartoffelklöße und benahm ſich dabei, als wäre es die letzte und ſchönſte Handlung ſeines Lebens, nämlich voll Glorie und Ver-

zuckung. Ich bewunderte ſeine Capacität; er aber ſagte: „Nachſt meinem Berufe gibt es nichts Beſſeres auf Erden, als Kartoffelklöße.“ — So viel iſt gewiß, wenn Kartoffelklöße auf unſere Hochachtung Anſpruch machen wollen, ſo muſſen ſie zart ſein, wie ein ſchwäbiſches Gedicht, weich, wie eine verliebte Putzmacherin, und fett, wie eine reiche Wittwe.

Ueber Leberknödel und Topfnudeln ließe ſich mehr ſagen, als ich zu ſchreiben wünſche. Sie haben etwas Myſtiſches in ſich. Nach Guido Görres, dem Sohne des Ritters Joſeph von Görres, ſoll der Leviathan vorzüglich mit Leberknödeln geſpeiſt werden; doch fehlt immer noch die hiſtoriſche Begründung dafür. Mit Puddings geht ein Betrug vor, mein lieber Sohn. — Viele beſtehen blos aus Schwarzbrod mit ſentimentaler Sauce, andere aus ſpießbürgerlichem Reis mit noblen Gedanken. Darum ſei vorſichtig!

Mein Sohn, du biſt ein deutſcher Edelmann; darum haſſe den Auflauf. Die Wirthe ſuchen ihn zwar zu verſüßen; aber er bleibt immer hohl und aufgeblaſen. Er ſchwimmt in der Milchſauce wie das deutſche Volk in ſeiner Sanftmuth und ſcheint von außerordentlichem Umfange; kommt es aber zum Genuß, zerfließt er in lauter Nichts. Schenke dein Herz den Karthäuſerklößen;

ſie ſind der Zuneigung eines deutſchen Edelmannes würdig. Die Karthäuſerklöße gleichen der Liebe; ſelbſt derjenige, welcher durch ſie krank wird, iſt noch beneidenswerth. Schwänden alle Herrlichkeiten von dieſer Erde; dennoch wäre ſie ſchön, ſo lange es noch Karthäuſerklöße auf ihr gäbe. Karthäuſerklöße ſind auch, beiläufig geſagt, das einzig Gute, das wir dem Mönchthum zu verdanken haben.

Auf Braten richte Deine Aufmerkſamkeit. Rindsbraten behandle mit aufrichtiger Liebe, Kalbsbraten mit treuer Freundſchaft, gebratene Tauben mit Zärtlichkeit, Entenbraten mit überlegener Ruhe, Rebbraten mit Gleichgültigkeit, Haſenbraten mit frohem Muthe und Gänſebraten mit chevalereskem Sinn; Leipziger Lerchen aber behandle gar nicht, ſondern eſſe davon ſo viel Du kannſt. Von den charakterloſen Ragouts war ich nie ein Freund; doch will ich Deiner Neigung keinen Zwang anthun. Begeiſterte Feinſchmecker halten das Ragout für den Probierſtein eines guten Kochs. Ich will mir aber in dieſer Beziehung kein entſchiedenes Urtheil anmaßen. Ueber Fiſche ſende ich Dir nächſtens eine ganze Brochüre.

Beim Deſſert benimm Dich wie ein gütiger Fürſt: liebe Alles und ſchone Nichts. Oſt, Konfekt, Südfrüchte — Alles koſte und ſchmecke. Widme dieſem Geſchäfte

eine volle Stunde. Beim Deſſert zeigt ſich der Mann von Bildung und Geiſt: ſpielend vollbringt er das Gröſte. Beim Deſſert pflegt auch das Geſpräch am lebhafteſten zu ſein. Gewöhnlich dreht ſich daſſelbe um Politik; ſei alſo politiſch! d. h. laſſe die Andern reden und freue Du dich deiner Thätigkeit. Politiſche Meinungen haben ſchon viel Unheil über die Welt und viele Menſchen in's Gefängniß gebracht. Der Genuß Deines guten Deſſerts aber gibt einen innern Frieden und bewahrt vor Verlegenheit.

Allgemeine Regeln.

Leſe viele Kochbücher; denn ſie enthalten die poſitivſte aller Wiſſenſchaften und lehren, wie man zu einer guten Konſtitution kommt. Studire die Schriften des „Verſtorbenen" und beſchäftige dich auch zuweilen mit den klaſſiſchen Schriftſtellern. Die Römer geben treffliche gaſtronomiſche Regeln.

Setze dich nie in engen Kleidern zu Tiſche und fliehe einen Nachbarn, der mehr zu eſſen vermag als Du. Ein Tiſchnachbar mit geſegnetem Appetit iſt ein mitleidloſes Ungeheuer. Selbſt der Hungertod ſeines Nächſten kann

ihn nicht bewegen, die Schüſſel aus der Hand zu geben, bevor er ſie bis auf den Grund ausgebeutet. Uebrigens ſei auch Du nicht übermäßig human und reiche deinem Tiſch-Nächſten nicht eher die Platte, bis Du ſie ſelbſt geputzt. Setze Dich niemals neben einen Engländer, denn was ein ſolcher in Rindfleiſch und Pudding leiſtet, geht über alle Erwartung. Wie im Handel, will er auch am Tiſch alles für ſich anſprechen. Setze Dich auch nie zwiſchen zwei dicke Perſonen; denn ſie hemmen die freie Bewegung und Du mußt Dich dann wie ein von zwei Bergen eingeklemmter Fluß durchwühlen, wenn du fortkommen willſt. Vermeide es auch, neben Damen zu ſitzen; denn vor lauter Höflichkeiten und feinen Redensarten, vor lauter Tellerreichen und Präſentiren, kannſt Du dann die Wünſche deines ſehnſüchtigen Herzens nicht befriedigen und gehſt mit unbeſchreiblicher Reue und peinigendem Weltſchmerz von der Tafel.

Das unglückſeligſte Geſchick iſt es aber, neben einem Sonntagsgaſt zu ſitzen, d. h. neben einem ſolchen, der ſich die ganze Woche kaſteit und aushungert und nur an Sonn- und Feiertagen die Table d'hote beſucht. Ein ſolcher Sonntagsgaſt frißt für die ganze Woche, ſowohl um den erlittenen Hunger zu befriedigen, als auch den Magen für die nächſten ſechs magern Schöpfungstage

wieder zu verproviantiren. Der Sonntagsgast hält auf die Unschuld des Tellers und wischt ihn so blank, daß auch die gewissenhafteste Gewissenhaftigkeit keinen Makel mehr daran bemerkt. Ich hatte einst das Unglück, neben einem solchen Sonntagsgast zu sitzen. Er sah aus wie der Menschenhaß, und wenn eine Speise in seinen Wirkungskreis kam, arbeitete er dermaßen mit seinen rasenden Armen, daß er mir zwei meiner kräftigsten Rippen lädirte. Ich sage dir nochmals, mein lieber Sohn, hüte dich vor Sonntagsgästen!

Sei mild und freundlich gegen die Kellner. Censoren und Kellner können einem ehrlichen Herzen die schlimmsten Streiche spielen, wenn man sie reizt. Wie jener den Lebensfaden der Gedanken, kann dieser den Weg zu allem Guten, nämlich zu den schönsten Gerichten, unbarmherzig abschneiden. Ein freundschaftlich gesinnter Kellner ist nicht mit Gold aufzuwiegen, mein lieber Sohn! —

Ehe Du Dich zum Essen rüstest, untersuche Deine Waffen recht genau. Mit schlechten Instrumenten läßt sich nur schlecht operiren und eine zerbrochene Gabel, oder gar ein stumpfes Messer führen unvermeidlich zum Uebel.

Der beste Sitz ist unstreitig an der Spitze des Tisches.

Occupirſt Du einen ſolchen, ſo verhalte Dich mit deinem rechten und deinem linken Nachbar zugleich, auf daß Du keine feindſelige Stimmung gegen Dich erweckſt, die Dir in einem ungünſtigen Augenblick zum Nachtheile gereichen könnte.

Beherzige dieſe Lehren, mein lieber Sohn und bewahre Dir ein feſtes Gemüth und einen geſunden Magen; denn beide ſind nothwendig, wenn man nicht an den harten Biſſen dieſes Lebens zu Grunde gehen will.

Der Teufel an seine Großmutter.

Meine vielgeliebte Großmutter!

Du wirst mir gewiß zürnen, daß ich dir so selten schreibe; allein ich habe da oben alle Krallen voll zu thun. Unser Agent Asmodei, der heut mit einem alten Wucherer zur Hölle fährt und dir dieses Schreiben überbringt, wird dir sagen, wie populär ich jetzt oben bin. Ich brauche wirklich die Menschen gar nicht mehr zu holen; ich brauche keine Kniffe und Pfiffe mehr anzuwenden, um dem Himmel eine Seele abwendig zu machen. Die gebratenen Seelen fliegen mir in's Maul und du siehst, die Frequenz in der Hölle ist jetzt so stark, daß diese bald nicht mehr Raum genug bietet.

Meine liebe Großmutter, ich muß ernstlich an Colonien denken; den Leuten wird die Unterwelt zu eng

und eine ſyſtematiſch geordnete Auswanderung thäte gute Dienſte. Nous verrons!

Du weißt, mein Reich fängt immer da an, wo die Cultur anfängt; mein Wirkungskreis iſt daher ſeit Jahrtauſenden hauptſächlich in Europa. Nur wollte es mir ſehr lange in Deutſchland nicht recht gelingen. Die blonden Gemüther Deutſchlands, die ſich an Gelbveigelein, an melancholiſchem Mondſchein, an nebligen Wintermährchen und unſchuldigem Raffe ergötzten, hatten einen wahrhaften Abſcheu vor mir. Wie ganz anders iſt es jetzt! Mit Deutſchlands Bädern bin auch ich in Flor gekommen und es iſt mir, gelobt ſei die Hölle! ſchon gelungen, die beſten Heilquellen Deutſchlands in die giftigſten Quellen des Unheils umzuwandeln.

Du weißt, daß nichts auf Erden ſo gewaltig iſt, wie das Gold. Gold iſt die Flamme, um welche der Menſch, wie die Mücke um's Licht, flattert. Es erwärmt ihn nicht; es verzehrt ihn. Durch Gold glaubt der Menſch ſich den Himmel auf der Erde zu verſchaffen; aber er bahnt ſich nur durch daſſelbe den Weg von der Erde in die Hölle. Keine Teufelei würde bei ihnen etwas ausrichten, wenn ich ſie nicht erſt dukatendick vergoldete. Vor reichen Teufeln haben ſie einen gewaltigen Reſpect und nur ein armer Teufel iſt

ſo gut wie ein armer Menſch der Gegenſtand ihrer Verachtung. Ich habe alſo ſeit urewigen Zeiten die Seelen nur an goldenen Angeln oder in goldenen Netzen gefangen. Da man aber in neueſter Zeit da droben mit dem Geiſt der Zeit ſo ſchnell voranſchreitet, ſo darf natürlich auch der Teufel nicht zurück bleiben. Daher hab' ich in den deutſchen Bädern Filialanſtalten der Hölle gegründet, Spielhöllen nämlich. Dieſe Töchterhöllen übertreffen die Mutterhölle an Eleganz und Comfort bei weitem und wenn einmal Jemand vom Teufel geholt werden ſoll, ſo iſt es ein wahres Plaiſir, hier geholt zu werden. Dieſe Spielhöllen machen mir aber ein doppeltes Vergnügen, weil ſie in Deutſchland beſtehen; denn du weißt, daß die deutſchen Seelen von jeher wegen ihrer Seltenheit in der Hölle ſehr geſucht waren. Jetzt freilich werden ſie im Preiſe ſinken.

Ich erlebe wirklich durch dieſe deutſchen Spielhöllen einen wahrhaft teufliſchen Triumph. In Deutſchland, meine vielgeliebte Großmutter, wo es eben ſo viel Stände als Titel gibt und wo ſelbſt in Kirchen und auf Kirchhöfen der Adel und die Reichen abgeſondert ſitzen und liegen; in Deutſchland, wo man mit der Uniform einen Charakter erhält und wo ein angeſtellter Schreiber ſich höher dünkt, als ein unangeſtellter Schrift-

ſteller; kurz: in dieſem Deutſchland, wo die Menſchen ſtufenförmig über einander geſtellt ſind, hab' ich es fertig gebracht, daß wenigſtens in den Spielhöllen jeder Unterſchied aufhört. Ja, meine theuere Großmutter, ich habe ein wahrhaft teufliſches Plaiſir, wenn ich z. B. in der Wiesbadener Spielhölle, die Crême der haute volée und die Hefe des Pöbels, alte Männer und junge Frauen ſo gemiſcht unter einander am Spieltiſch ſtehen, oder an denſelben ſich drängen ſehe. Da ſieht man nun die ſchwachen, armen, ſterblichen Menſchen mit glühenden Augen und klopfenden Herzen, bald auf das verhängnißvolle Roulet, bald auf das Antlitz des Croupiers blicken, das, kalt und ſtarr wie ein Eisfeld, keine Spur einer Theilnahme oder Empfindung zeigt.

Mit zitternden Händen wirft das Nähmädchen den Gulden hin, welchen ſie durch zehntauſend Nadelſtiche erworben; und zwanzigtauſend Nadelſtiche empfindet die Arme, wenn der Croupier die Münze einſcharrt. Neben dieſer Unglückſeligen, die nach dem Verluſt ihres ſauerverdienten Geldes, am Ende noch gezwungen iſt, den Weg alles Fleiſches zu gehen, ſteht ein Komödiant, der die beſte Rolle, in Händen hat, die er ſich je erſpielt. Er wirft dem Schickſal den Fehdehandſchuh und dem Croupier die Goldſtücke zu und nach einigen Minuten iſt

ſeine Rolle ausgeſpielt und er tritt zerknirſcht von den Brettern. Haſtig drängt ſich ein reicher Wucherer an ſeine Stelle und wirft das Gold hin, das er mit dem Jammer und dem grenzenloſen Elend vieler Familien erkauft; ich lenke die Hand des Croupiers und laſſe den Wucherer die Taſchen fullen, damit er noch reicher und noch ſchlafloſer werde; damit er, genußlos über ſeinen Schätzen wachend, ſie einſt Erben zurücklaſſe, die an ſeinem Grabe Freudenthränen vergießen. Und immer dichter wird die Maſſe der Spielenden. Die Gold- und Silberſtücke fliegen auf den Tiſch; das Rad ſetzt ſich wieder in Bewegung.

Lautloſe Stille herrſcht im Saale. Da fällt ein Schuß! — Und während die Croupiers die langen Harken ausſtrecken und die goldene Saat einärnten; während die Spieler ſich klopfenden Herzens zum neuen Wagniß rüſten: verblutet draußen im Schatten einer Trauerweide ein Jüngling, der nach dem Verluſte ſeiner ganzen Habe ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ja, meine theure Großmutter, ich habe ein teufliſches Plaiſir an dieſen Spielhöllen, die mir eine jährliche Rente von wenigſtens 10,000 Seelen abwerfen. Was kann auch einen Teufel mehr entzücken, als wenn er ein menſchliches Herz erſt lange zwiſchen Hoffnung

und Zagen, zwiſchen Erwartung und Täuſchung ſchweben ſieht, bis es endlich bricht und verblutet? Es gibt keine größere Qual für den Menſchen, als in demſelben Augenblicke, wo er dem Glücke nachjagt, ſich von dem Unglück verfolgt zu ſehen, und wenn er endlich jenes zu erreichen glaubt, von dieſem ergriffen zu werden. Das Hazardſpiel iſt eine ſolche Jagd, in welcher der Menſch Jäger und Gejagter zugleich iſt. Die Erfindung des Hazardſpiels gebührt mir und ich bin wahrhaft ſtolz auf dieſe Erfindung, die mir zeigt, daß die Hölle dem Himmel den Rang ſtreitig macht. Niemand verläßt nämlich den Spieltiſch, um in die Kirche zu gehen; Viele aber verlaſſen die Kirche, um am Spieltiſch zu ſehen, ob ihr Gebet in der Kirche gute Früchte getragen.

Indeſſen wäre es grenzenloſer Egoismus von mir, wollt' ich den Erfolg dieſer Spielhöllen mir allein zuſchreiben. Vielmehr kann ich nicht genug die Bereitwilligkeit der deutſchen Regierungen loben, die alles Mögliche anwenden, um meine hölliſchen Etabliſſements zur höchſten Blüthe zu bringen. Ich werde es ihnen auch gewiß einſt danken. —

Seit einiger Zeit eifern zwar deutſche Schriftſteller gegen die Hazardſpiele; aber darum kümmert ſich in

Deutſchland kein Teufel. Ja, die deutſchen Schriftſteller, die in ihrem Eifer gegen die Spielhöllen ſo viel Tinte vergießen, mögen ſich hüten, daß ſie nicht ſelbſt in die Tinte kommen. Der Teufel kann ſich jetzt ſehr leicht weiß brennen, während Engel ſich ſo lange ärgern müſſen, bis ſie ſchwarz werden.

Ich hoffe dich, meine vielgeliebte Großmutter, nächſten Sabbath auf dem Blocksberg zu ſehen und verharre mit wahrhaft teufliſcher Liebe

Dein Enkel

v. Urian.

Beim Glaſe!

Leſſing ſagt: „Jeder Menſch hat ſeine eigene Meinung, ſo wie ſeine eigene Naſe.“ — Trinken Sie, meine Herren! — Sehen wir nur das Treiben der Menſchen auf der Erde und fragen wir uns, was eigentlich die Menſchen wollen? ſo wiſſen wir nichts darauf zu antworten. Die Gelehrten aber, die ſich gewöhnlich langer Naſen erfreuen, haben auch über dieſes Thema eine lange Meinung. Sie behaupten nämlich, des Menſchen höchſter Lebenszweck ſei die Erforſchung der Wahrheit. Wir wollen hier nicht erwähnen, daß unſere Gelehrten, um uns irgend eine Meinung beizubringen, uns zugleich eine Naſe drehen, oder ohne Metapher, daß ſie uns zu Gunſten der Wahrheit ſehr oft belügen. Wir fragen hier nur: Wo iſt die Wahrheit zu finden? Und die Antwort iſt: Im Wein! Iſt das auch wahr? Wir wollen ſehen! —

Die gröſte Aehnlichkeit mit dem Menſchen hat nicht der Affe, wie viele Naturforſcher behaupten, ſondern der Wein! — Trinken Sie doch, meine Herren! — Kaum zur Reife gediehen, wird er geſtoſſen, gerüttelt, mit Füſſen getreten und auf die Folter gelegt, bis er ſeinen Geiſt — nicht aufgibt, ſondern — von ſich gibt. Je geiſtreicher er iſt, deſto mehr wird er gepeinigt. Aber damit ſind die Quäler noch nicht zufrieden; ſie treiben förmlichen Schacher mit ſeinem Talente. — Trinken Sie, meine Herren! — Als ein wahres Genie wird er in den Kerker geſteckt und muß, vom Kopf bis zum Hals in Pech, Jahre lang in dunkeln Räumen ſchmachten. Ein groſſer Geiſt wird aber durch Unglück und rohe Behandlung nicht ſchlimmer, ſondern beſſer. So auch der Wein. Denn in den Kellern lebt er ſeiner innern Gedankenwelt und hier geht ſeine Geiſtesentwickelung der höchſten Stufe der Vollkommenheit entgegen. — Stolz, wie jedes Genie, iſt auch der Wein. Den Plumpen, den Einfältigen wirft er in den Koth; den erhabenen, ihm verwandten Genius aber, trägt er hoch in die Wolken und raunt ihm himmliſche Gedanken ins Ohr. — Trinken Sie, meine lieben Herren! — Wie jeder Geiſt, iſt der Wein ein Feind der Lüge. Was aber iſt die gröſte Lüge? — Es iſt die Behauptung, daß die Erde ſtill

ſtehe. Wie lange haben die Menſchen dieſer Lüge nicht geglaubt! Da nahm Gallileo Gallilei den funkelnden Pokal und trank, und trank und trank, bis ſeine ganze Vaterſtadt mit ihren ſtolzen Thürmen und Palläſten, mit ihren graden Straßen und krummen Philiſtern, bis alles um ihn wie im fröhlichen Reigen wirbelte. Da gelangte er zur göttlichen Wahrheit, daß ſich die Erde drehe, daß ſie luſtberauſcht um das ewige Sonnenlicht hüpfe. Die feiſten Mannlein legten zwar den großen Geiſt auf die Folter, aber dennoch log er nicht. Denn er war erleuchtet von dem flammenden Geiſte des Weines; drum ſprach er: e pure se muove! — Trinken Sie, meine Herren!

Sie kennen wohl das Sprichwort: „Einem Trunkenen gehört die ganze Welt!“ das iſt eine große Wahrheit! denn als einſt der unſterbliche Chriſtoforo Colombo die funkelnden Thränen ſeines Bechers weggeküßt, als er in demjenigen Zuſtande war, wo ſich zwar gewaltige Zweifel der Beine bemächtigen, wo aber der Geiſt lodert von tauſendfarbigen Himmelskerzen: da fehlte dem großen Genueſen ein gar gewaltiges Stück von ſeiner Welt. „Das muß ich mir doch holen!“ ſprach er. — Trinken Sie, meine Herren! — Und er holte es trotz des Spottes und des Hohnes der Philiſter, und dieſe Havanna-Cigarre, die ich jetzt rauche, ſie hab' ich dem großen

Weltentdecker zu verdanken. — Und was geſchah einſt in der edeln Stadt Mainz? — Ich will es Ihnen berichten. Dort ſaß eines Abends in ſeinem düſtern Stübchen ein gar gewaltiger Menſch, Johannes Gutenberg benamet. Der hatte immer groſſe Gedanken im Kopfe. Als er nun am ſelbigen Abend einige Flaſchen reinen Ingelheimer geleert, da ſprangen ſeine Gedanken als geharniſchte Rieſen aus ſeiner Stirn und wuchſen ſo hoch, daß ſie die Decke des Zimmers und den Giebel und das ganze Dach des Hauſes auseinander drückten, ſo, daß die goldenen Sterne hereinblickten in die dunkle Zelle des deutſchen Mannes. Den Rieſen aber ward's bald zu enge im Zimmer und ſie wollten fort. Wohin? — Das weiß man nicht! Da erfand der wackere Mann eine gar liſtige Kette und ſie wurden gefeſſelt und mußten den Menſchen dienen zu jeder Zeit. — Trinken Sie, meine Herren! — Eine alte Hexe aber, Barbara Cenſura genannt, die war den Gedanken gram, daß ſie den Menſchen dienten. Und ſie ſetzte ſich auf einen Beſenſtiel und ritt zum Blocksberg, wo die ganze Hexenzunft einen gar gräulichen Lärmen verführete. Und ſie bat den Junker Urian, ihr eine gewaltige Scheere zu ſchmieden, um damit den Gedanken die Köpfe abzuzwacken. Junker Urian willfahrete ihrem Begehr und machte ihr eine

Scheere, die reichte von Stolpe bis Trier und war ihr an Schärfe keine Schneiderſcheere zu vergleichen auf dem ganzen Erdreiche. Und wo Frau Cenſura mit ihrer ſcharfen Naſe einen Gedanken aufſchnupperte, da ging's ſogleich an ein Kopfabzwacken. Wollt' aber doch nichts nutzen; vielmehr wuchſen ſtatt eines Kopfes mehr denn zwanzig Köpfe aus dem Rumpfe, ſo daß es ihr gar ſehr zur innern Herzenskränkung gereichte und ſie oft in vollem Aerger zum Teufel fuhr.

Was betrachten Sie meine Füße, hochzuverehrende Herren? Glauben Sie, daß der Menſch an Würde verliert, wenn er wackelt? hat nicht ein Eſel vier geſunde Füße? Und geht der Eſel nicht ſicher und feſt? Und hat Lord Byron nicht blos einen geſunden Fuß gehabt? Aber iſt darum ein nüchterner Eſel ein edleres Geſchöpf als ein trunkener Byron? — Das mögen die Eſel ſich einbilden! — Schenken Sie ein, meine Herren! — Durch ſeinen Umgang erkennt man den Menſchen. Das iſt wieder eine Wahrheit! Was ſollen wir von Leuten denken, die den Thee lieben? Gewiß ſind ſolche Leute keines rieſengroßen Gedankens fähig. Es ſind ſentimentale, verſandete, mondſüchtige, zahme Weſen. — Was ſollen wir von Leuten denken, die nur den Kaffee lieben? Gewiß ſind ſie philiſterhafte, klatſchluſtige Naturen, denen

nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als die Geſundheit des Herrn Bürgermeiſters oder die Friſur der Frau Gerichtsſchreiberin. — Was ſollen wir von Leuten denken, die den Schnaps lieben? — O meine hochzuverehrenden Herren! In dem übelklingenden, juchtenledernen Wort: „Schnaps“ liegt die ganze Leibeigenſchaft mit ihrem verruchten Scepter. Nein, der wahre Himmelstrank iſt Rebenſaft! — Trinken Sie, meine Herren! — Sehen Sie, hier ſtehen unſere treuen Brüder. Betrachten Sie den witzigen Kapellenberger! den ſtolzen, geiſtreichen und tiefdenkenden Scharlachberger! den ſich genügenden genialen Rudesheimer! Das ſind Freunde, die es gut mit einem deutſchen Kumpan meinen; denn der im Winkel dort mit der bleiernen Mütze iſt ein Franzos, Namens Champagner. Er iſt zwar ein wilder, aufbrauſender Burſche; aber es ſteckt nicht viel dahinter. — Ich bitte Sie, meine Herren! laſſen Sie den Ritter von Rüdesheim aus dem gläſernen Verließ. Nur einen vermiß ich hier, den ehrenfeſten und geſtrengen Dr. Johannisberger. Dieſer Generalſtabsarzt aller Leiden läßt ſich die Viſite mit 11 Gulden honoriren. Es iſt ein unpopularer Arzt. Immerhin! wenn er nicht kommen will, ſo laß er's bleiben! Meine Herren, tanzen Sie nicht ſo wild! Bleiben Sie fein ruhig ſitzen! Warum lachen Sie, meine Herren?

Etwa gar, weil ich unterm Tiſche liege? O, nicht wo der Menſch iſt, ſondern was der Menſch iſt, kann die Frage ſein. Und was bin ich? O, ich bin nicht betrunken, Gott behüte! Trinken Sie, meine Herren! — Trinken — trinken —

Aus den Papieren

eines

Leihbibliotheks-Gehülfen.

Jeder Stand hat ſeine Plage! Das iſt eine alte Wahrheit. Der Stand eines Spezereiladendieners iſt gewiß kein ſüßer Stand, obgleich Kandiszucker und Raffinat eine große Rolle darin ſpielt. Es iſt ein Stand, den alle Wohlgerüche Arabiens nicht verſüßen können. Ja, es iſt faſt ein gottloſer Stand. Denn da ein Spezereiladendiener ſo viel Umgang mit Talg und Oel hat, kann er leider keinen fleckenloſen Wandel führen. Von frühеſter Morgendämmerung bis zur ſpäteſten Nacht muß er die menſchliche Küche mit gutem Geſchmack verſehen. Kaum hat ihn der Käſe in einen üblen Geruch gebracht, muß er ſich auch ſchon zu miſerabeln Häringsſeelen herablaſſen, und kaum war er in der Gegend, wo die Citro-

nen blühen, sagt ihn eine alte Köchin gleich hin, wo der Pfeffer wächst. —

Der Stand eines Schneiders ist auch kein angenehmer Stand, obgleich ihm die Hölle selbst höchst ersprießliche Dienste leistet und die Blößen seiner Familie gratis verdeckt. Denn ein Schneider hat von der schiefen Richtung der Menschheit viel auszustehen und der Faden der Geduld darf ihm doch nicht reißen. Die geheimen Gebrechen der Sterblichen muß er mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken, und trotz aller verdrießlichen Auswüchse, darf er doch nie das Maaß verlieren.

Der Stand eines Nachtwächters ist gewiß auch kein angenehmer Stand; denn ein Nachtwächter ist der Antipode der Menschheit. Ein Nachtwächter gleicht dem deutschen Volke. Während Alles wacht und sich des hellen Tages freut, schließt er die Augen und schnarcht, und während Alles der süßen Ruhe pflegt, muß er in Wind und Wetter tauben Ohren singen. Ach, wer in der Finsterniß singt, hat noch nie sehr viel erreicht, und unter allen Nachtwächtern hat's nur einer weit gebracht, weil er nämlich so politisch war, keiner zu bleiben. Ein Nachtwächter gleicht auch einem Predigten. Der größte Theil hört ihn nicht und die Wenigen, die ihn hören, verwünschen ihn, weil er ihnen den Schlaf raubt. —

Der Stand eines Setzers iſt leider auch ein höchſt unangenehmer Stand. Der Verfaſſer eines langweiligen Romans träumt in ſeiner Eitelkeit von Monumenten und Lorbeerkranzen und fühlt ſich in dieſer Eitelkeit höchſt glücklich, und der Leſer eines langweiligen Romans hat doch das ſchöne Recht, bei dieſer großen Opiumfrage die müden Augen zuzudrücken. Der arme Setzer aber iſt verdammt, die Langeweile buchſtäblich zu genießen. Er muß nach dem Ärevel ſo oft greifen als nach der Tugend und nach den Ebelleuten ſo oft als nach dem Pantoffel. Er hat mit der Freiheit eben ſo viel zu ſchaffen, als mit der Sklaverei, und das Philiſterthum macht ihm ſogar mehr Mühe als das Himmelreich. Wie oft muß er bei der Treue und Unſchuld ein Fragezeichen ſetzen! Er muß gar oft Bündniſſe trennen und Dummheiten zehnmal auseinander legen.

Ja, der Stand eines Setzers iſt ein höchſt unangenehmer Stand. Die ſchönſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes muß er blätterweiſe zuſammenklauben, und nach dem Unrath hirnverbrannter Köpfe alle Finger ausſtrecken, und ſo verdirbt er ſich den Genuß des Schönen und ſo wird er vom Widerwärtigen hundertfach beleidigt. Er kennt kein Gut auf dieſer Erde als das Letterngut und muß jahraus jahrein für plumpe Bengel arbeiten. Und

hat er ſein Werk vollendet, dankt ihm Niemand, und nicht ſein Fleiß und ſeine Tugenden, ſondern ſeine Fehler kommen an den Tag. Kein Verbrecher wird ſo korrektionel behandelt als ein Ketzer.

Der Stand eines Metzgers iſt ohne Zweifel ein ſehr betrübter Stand. Ein Metzger muß ſich an grauſames Blutvergießen gewöhnen und Schafsköpfe gehörig zu behandeln wiſſen. Er muß das Herz und die Nieren des Rindviehs prüfen und wie ein ehrgeiziger Feldherr Schlachten zur Lieblingeneigung machen. Er darf die Menſchheit nur von der fleiſchlich geſinnten Seite betrachten und muß grauſam in den Eingeweiden unſchuldiger Lämmer wühlen. Stets iſt ſein ganzer Geiſt darauf gerichtet, das Fleiſch zu tödten und dennoch wird er nie für einen Heiligen erklärt. —

Ein bitterböſer Stand iſt auch der eines Sonfleurs; denn ſo groß ſein Verdienſt, ſo groß iſt auch der Undank, der ihm lohnt. Kaiſer und Könige horchen auf ihn mit durſtigem Ohre und ſchließt er den Mund, ſo verſtummen die gewaltigen Beherrſcher der Bretterwelt. In ſeiner Macht liegt es, die Weiſen irre werden zu laſſen und die großen Fürſtinnen zum Falle zu bringen. Vom Anfange jeder Buhnenweltſchöpfung war das Wort; aber das Wort war bei dem Sonfleur und der Sonfleur

war das Wort. Wo er aufhört, hört alles auf. Aber welche Stellung nimmt er ein? Wie ein miserables Knollengewächs ragt er höchstens einige Zoll aus dem Boden; aber während jenes wenigstens den freien blauen Himmel über sich hat, deckt ihn der plumpe Kasten, die blecherne partie honteuse aller Thalia-Tempel. Spricht er laut, bringt ihn das Publikum auf's unverschämteste zum Schweigen, und spricht er leise, bringen ihn die Komödianten auf's unbestechlichste zum Reden. Er gleicht den meisten Völkern. Die Fürsten, die irgend eine bedeutende Rolle spielen, spielen sie nur durch Hülfe ihrer Völker; dennoch schämt man sich ihrer. Man läßt sie so tief wie möglich stehen und wenn sie laut werden, bringt man sie durch Fußtritte zum Schweigen. Den armen Souffleur, der sich einzig bestrebt, daß Götter, Helden und Menschen nicht stecken bleiben, läßt man immer im Kasten stecken. Steigt Jemand in die Wolken, muß der arme Souffleur ihm noch die letzten ärmlichen Worte in den Mund legen und fährt ein Schuft zum Teufel, so ist der Souffleur der erste, welcher von dem Schwefelgestank benebelt wird. Ja, der Stand eines Souffleurs ist ein bitterböser Stand!

Den schwersten Stand unter allen Ständen, selbst der Meiningen'schen Landstände nicht ausgenommen, hat

aber gewiß ein Leihbibliothek-Gehülfe. Es ist schon schlimm, vor lauter Titeln keine Menschen kennen zu lernen; es ist aber noch schlimmer, vor lauter Bücher-titeln kein Buch kennen zu lernen. Ich hab' es durch-gemacht. So lange ich als Leihbiblio theks-Gehülfe fun-girte, war ich nichts als ein schlanker Katalog mit eingefallenen Backen und langen Beinen. Jedes Nah-mädchen wollte mich nachschlagen; jede Köchin wollte mich durchblättern. Ich hatte keinen Augenblick Ruhe und kam mir manchmal vor wie ein geplagter Heiliger, den die unvernünftige Menge mit Bitten und Forderun-gen betäubt. Bald verlangte ein Kammerkätzchen „die Wonnemonde der Liebe" von mir; bald mußte ich einem Ladenschwengel den „Sittenspiegel für das weibliche Ge-schlecht" geben. In diesem Augenblick brachte mir eine Magd „das Kind der Liebe" zurück und im nächsten Augenblick mußte ich auf die Leiter steigen, um einem Bedienten den „Himmel der Ehe" herab zu holen. Kaum hatte ich einem Barbiergesellen „die zwölf schla-fenden Jungfrauen" gereicht, so beklagte sich ein Bügel-mädchen, daß die „weibliche Sittsamkeit" gar zu lang-weilig. Hier wollte ein Waschweib die „Schauderthaten in den finstern Schluchten der Apenninen" und dort wünschte eine Wittwe den zweiten Theil von dem „ge-

duldigen Ehemann.“ Aber kaum hatte ich dieſe befriedigt, ſo beſtürmte mich ſchon ein Dritter mit der Frage, ob „das Mädchen unter den Huſaren“ noch nicht zurückgekommen, und während ein Vierter tobte, daß „Unſere Zeit“ ſo viel ſchmutzige Blätter habe, ſchalt ein Fünfter, daß in „der Liebe Tändeleien“ die intereſſanteſten und ſchönſten Seiten fehlten. Ja, ich war ein geplagtes Geſchöpf!

Eines Sonntags nun dacht' ich, du haſt die ganze Woche ſo viel Plackerei gehabt, greif' dich mal an, lieber Junge, und trinke ein gutes Gläschen. Gedacht, gethan! Ich verließ die Bibliothek und ging in ein Weinhaus. Du lieber Gott, das war eine Herzensſtärkung! Ja, es iſt aufgemacht, in einem guten Glas Wein ſchwimmen alle Herrlichkeiten und Seligkeiten. Mein beſtaubtes Herz wurde rein geſpült von dieſem Göttertrank und ging wieder auf wie eine welke Roſe nach einem warmen Frühlingsregen. Ich trank und trank und trank und trank, und jemehr ich trank, deſto durſtiger ward ich, und je durſtiger ich war, deſto mehr muſt' ich trinken. Bald hatte ich des Guten ſo viel gethan, daß ich die ganze Welt für eine Leihbibliothek anſah und die Menſchen für ſchmutzige, vergriffene Schaudergeſchichten. Aber ſelig war ich, ſo ſelig, daß ich mich ſelbſt hätte

kuſſen konnen. In dieſem Zuſtande ging ich nach Hauſe. Ich ging eigentlich nicht; ich torkelte auch nicht: ich ging torkelnd und torkelte gehend. Ich neigte mich bald zum rechten Centrum, bald zur auſerſten Linken, von juste milieu war damals gar keine Rede bei mir. Endlich kam ich in die Bibliothek. Nun muſt du einen Schwank ausführen, Junge, rief ich, und fing an die Bücher, die nach einem gewiſſen Syſtem geordnet waren, unter einander zu miſchen. Ich ſtellte einen Band eines Romans unter die Bande eines religiöſen Werkes. Ich drückte einige Bande Jung Stilling in Voltaires ſämmtliche Werke hinein. Ich ſtieſs den Spieſs in den Göthe und warf den Leibrock auf Jean Paul. Ich ſchleuderte einen Stahl auf Schiller und einen Stein auf Bürger und fügte Herdern einen Schaden zu. Kaum hatte ich aber dieſe Verwirrung angerichtet, als ich eine Bewegung wahrzunehmen glaubte. Dieſe Bewegung wurde immer ſtärker, und nach einigen Minuten fing es an zu murren, zu toben, zu heulen, zu ziſcheln, zu pfeifen, zu raſſeln, zu ſingen, zu rumoren, zu rauſchen, daſs mir ſchier Hören und Sehen verging. Wunderbare und höchſt abſonderliche Geſtalten ſtiegen aus den Brettern und wuchſen allmählig zu einer Rieſengröſse heran. Die Wände erweiterten ſich in's Unendliche und die Decke erhob ſich

bis zur Thurmeshöhe. „Die Glocke der Andacht“ fing an zu brausen und „die Posaune des jüngsten Gerichts“ zu schmettern. Die verweinte „Mimili“ ward von Faust verfolgt und „Marmorino, der edle Bandit“ kam mit der „Familie Schroffenstein“ in unangenehme Berührung; „Johanna, die Heldin der Bluthochzeit,“ warf sich auf „das Seyba“ und das „schöne Gefrorne in fünfzigjährigen Wirkungen“ huschte in den Winkel, auf welchen „Rinaldo Rinaldini“ wüthend und racheschnaubend sprang. „Sebastiano der Verkannte“ warf sich der „Faustine“ zu Füßen und „der Jesuit“ umarmte „Wally die Zweiflerin“ und fuhrte sie in „die schauervolle Mördergrube in den Abruzzen.“ „Die jüngsten Kinder meiner Laune“ liefen zu „Reliefs München“ und „der Naturmensch“ strauchelte und fiel auf „die Verirrungen des menschlichen Herzens.“ „Der Junker zum ersten Male in der Residenz“ gerieth auf „die Wege des Schicksals“ und stolperte über den „Schutt;“ und „Romeo und Julie“ liefen zu „Robert auf der einsamen Insel.“ „Die Löwenritter“ kämpften mit dem „Opfer des Herzens“ und „der gestiefelte Kater“ warf sich auf „die Citrone des Teufels.“ „Jadie“ vertrieb „die Stunden der Andacht“ und „Don Juan“ foppte „die Nonne von Appenzell“ und fuhrte sie in „die Gemächer des Elends und des Jammers.“ Kurz, es war

ein ſolcher Teufelsſpuck, ein ſolcher Hollen-Wirrwarr, daß mir Hören und Sehen verging. Ich konnte mich der herandrängenden Erſcheinungen nicht erwehren und flüchtete von einer Ecke zur andern. Doch hier ſtieß mich „Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand“ hinweg; dort gab mir „Fiecke“ ein Tritt, daß ich ſchier zu Boden ſtolperte. Hier ſtach mich „die verhängnißvolle Gabel“ und dort wollte „der edle Don Quixote von der Mancha“ einen Kampf mit mir beginnen. Verhöhnt, verfolgt, gedrückt, geneckt, verlacht, getreten und geſtoßen, fiel ich endlich zu Boden und verlor die Beſinnung. Als ich erwachte, mußte ich mich aus einem Haufen von Büchern empor arbeiten, die auf mir lagen. Statt, daß ich mich auf die ſchönen Wiſſenſchaften hätte legen ſollen, hatten ſich die ſchönen Wiſſenſchaften auf mich gelegt. Meine erſte Freude gereichte mir zum gewaltigen Schrecken, doch kam ich mit einem blauen Auge davon.

Liebe und Liebhabereien.

In unſerer Jugend leben wir der Liebe, dem „Glück ohne Ruh“; ſobald die Jahre und die Täuſchungen kommen, fliehen wir zur Liebhaberei, zur Ruhe ohne Glück. Unſer Herz vermag nicht mehr ein theueres Weſen und in ihr das ganze All zu lieben; es widmet ſeine laue Neigung nur unvernünftigen Thieren oder lebloſen Dingen, weil es von dieſen nicht getäuſcht werden kann. Jeder Hageſtolz, jede alte Veſtalin hat eine Liebhaberei; Kanarienvögel, Hündchen, Kätzchen, Meerſchweinchen werden von ihren dürren Fingern geſtreichelt und gehätſchelt. Ich kenne einen Mann, der in ſeiner Jugend unglücklich geliebt und nun jede Regung ſeines Herzens nur den Tabaksdoſen zuwendet. Er ſammelt ſchon einige Decennien und man muß geſtehen, ſein Doſenmuſeum iſt überaus reich. Sie liegen alle nach Alter und innerem

Werth ſorgfältig geordnet und ſo oft du ihn beſuchſt, mußt du dir tauſenderlei Erklärungen, die er dir ſchon tauſendmal von ſeiner Collektion gegeben, wiederum gefallen laſſen. Er liebt auf Erden nichts als Doſen. Er hat ſo zu ſagen nur ein doſenſammelndes Daſein. Was er noch von menſchlicher Leidenſchaft fühlt, er fühlt es nur in Bezug auf Doſen. Er haßt dich, wenn du ſeine Doſen nicht bewunderſt, und er beneidet dich, wenn du eine Doſe beſitzeſt, die ihm zur Completirung der Sammlung noch mangelt. Er hat ſeine Sammlung ſchon bis auf 369 Pieces gebracht; der Mann würde aber nicht ruhig ſterben können, ſo lange er ſie nicht bis auf 1000 vervollſtändigt. Ich kenne einen Andern, deſſen ganze Neigung ſich blos auf Federvieh erſtreckt. Er kennt nichts Schöneres, nichts Erleres auf Erden als einen fetten Hahn, als ein ſtarkes Huhn. Sein ganzer Hof wimmelt von blonden, braunen und ſchwarzen Hennen. Er trägt immer Hafer in der Taſche nach und wenn er irgendwo ein Hinkelchen erblickt, geht ihm das Herz auf und er wird vor Freude bis zu Thränen gerührt. Man muß dieſen Mann nur im Hofe ſehen. Mit welchem ſchmachtenden Auge betrachtet er da ſeine jungen, hoffnungsvollen Gänschen! Das Geſchnatter ihrer grünen Schnäbel klingt ihm angenehmer in's Ohr als eine Ara

veurante der Kathinka Heinefetter, und ihr breiter watſchelnder Gang, der Gänſe nämlich, iſt ihm eine größere Augenweide als der beſchwingte Tritt der göttlichen Fanny. Ich bin feſt überzeugt, daß ſein Herz bricht, wenn ihm ſein Lieblingskapaun krepirt; denn als voriges Jahr ſein welſcher Hahn etwas unwohl war, hatte der arme Mann keine heitere Stunde.

Ich kenne eine Dame, welche nur eine Seligkeit auf Erden kennt, und dieſe Seligkeit beſteht in der Liebe zu ihrem Hündchen. Dieſes Hündchen iſt unſtreitig die miſerabelſte Creatur auf Erden. Es beſteht nur aus Knochen und Unarten, ſo daß man glauben ſollte, es wäre ihm ein boshaftes Rezenſentchen in den Leib gefahren. Dieſes Hündchen, deſſen Erzeuger ein wohlkonditionirter Pinſcher und deſſen Mutter dem hohen Geſchlecht der Mopſiden entſproſſen war, iſt ſo leutenlahm wie der Witz eines alten Philiſters und ſieht ſo verkommen aus wie ein mittelalterliches Vorurtheil, und dennoch iſt die Dame von den Vorzügen dieſer vierfaßigen Erbärmlichkeit ganz entzückt und kein Menſch, ſo tugendhaft und liebenswürdig er auch ſei, vermag ſich in gleichem Grade die Zuneigung dieſer Dame zu gewinnen. Sie lebt, ſie fühlt und empfindet nur für ihr Hündchen. Es ſchläft an ihrer Seite und ſpeiſt an ihrer Seite. Es wird mit

gebratenen Tauben gefüttert und mit Windſorſeife gewaſchen. Kein deutſches Genie hat noch je ein ſolches Leben geführt wie dieſes Hündchen. Und wenn die Dame den Namen ihres lieben Hündchens nennt, was, beiläufig geſagt, in fünf Minuten fünfmal geſchieht, ſo wird ihr Antlitz ganz verklärt und alle Runkelrübenzuckerfabriken Deutſchlands enthalten dann nicht ſo viel Süßes als ihr ſentimentaler Blick. Sie ſpricht mit ihrem Hündchen; ſie tauſcht ihre Ideen aus mit ihrem Hündchen und ſchwört jedem Menſchen Haß, der ihr Hündchen nicht liebt, oder für deſſen Tugenden nicht ſo begeiſtert iſt wie ſie. Und wenn ſie mit ihrem lieben Hündchen ausgeht, wie ſorgſam, wie wahrhaft mütterlich bewacht ſie deſſen Schritte! Wie fliegt ihr Auge links und rechts, wie wehrt ſie die großen Hunde ab, wenn ſie ſich zu viel Vertraulichkeit mit ihrem Liebling erlauben wollen!

Als dieſes Hündchen ſich einſt den Magen verdorben, wurden ſämmtliche Aerzte aus der benachbarten Gegend herbeigerufen und die Dame wußte nicht recht, ob ſie den Gegenſtand ihrer Sehnſucht den Homöopathen, Allopathen oder Hydropathen anvertrauen ſollte. Ja, ſie war ſchon im Begriff nach Berlin zu reiſen und Schönlein's Genie zum Heil ihres Lieblings zu Rathe zu ziehen.

Es gibt Andere, deren Liebe ſich aus dem Herzen in

ren Magen geflüchtet. Jedes Gasthaus iſt ihnen ein Tempel der innigſten Andacht und ſie beſuchen dieſe Tempel ſehr fleißig. Sie nennen das ihre Liebhaberei. Sie ſchwärmen für Auſtern und geräucherten Lachs; ſie kennen keine größere Wonne als den Genuß einer guten Sauce und kein größeres Glück als eine gute Verdauung. Keine Kunſt geht ihnen über die Kochkunſt und von allen verehrungswürdigen Sterblichen verehren ſie einen geſchickten Koch am aufrichtigſten.

Wiederum Andere verlieren ihren innern Menſchen ganz aus dem Auge und legen ihre größte Sorgfalt auf ihr Aeuſſeres. Der Kleiderſchrank iſt ihr Allerheiligſtes, und wenn ſie ausgezogen, ſind ſie nichts, als zweibeinige Thiere ohne Federn. Sie kennen keinen Wechſel auf Erden als den der Mode, und wenn man ihnen einſt die Augen zudrückt, hinterlaſſen ſie ihre Werke ſchmutzigen Trödlern.

Die Liebhaberei iſt die arm gewordene Liebe. Wenn die Liebe bankrott macht, kommen die Liebhabereien. Die Liebe wiegt alle Liebhabereien dieſer Erde auf; alle Liebhabereien dieſer Erde aber vermögen nicht, auch nur eine einzige Stunde wahrer Liebe zu erſetzen.

Postillone und Wanderburschen.

Industrie ist die Losung unserer Zeit. Nicht nur daß neue Erfindungen für alte Bedürfnisse gemacht werden; es werden sogar neue Bedürfnisse erfunden, damit sie wieder die Industrie zu Erfindungen veranlassen. Geschwindigkeit aber ist Zweck und Ziel aller unserer Erfindungen. Wir gehen nicht, wir fliegen durch's Leben. Ueberall eine drängende Hast, ein hastiges Drängen. Wie das Thier unter der mit Sauerstoff gefullten Glasglocke, leben wir, schnellathmiger, lebhafter, aber kurzer und unruhvoller. Nicht der Genuß selbst, sondern das Jagen nach demselben, scheint das Streben der Gegenwart, weil sie mehr an Uebersättigung, als an Hunger leidet. Hans Dampf ist jezt nicht nur in allen Gassen, sondern in allen Ländern. Mit jedem Tage dehnen sich die Schienen mehr über unsern Erdball aus; mit jedem Tage bricht sich die wildkeuchende Lokomotive mehr Bahnen.

Sie fliegt durch Berge und Klüfte, durch Wald und Flur, und bald wird nichts mehr von ihrem Feuerhauche verschont sein. Ach, wir Menschen können nichts Neues schaffen, ohne Altes zu zerstören. Wir können höchstens nur auf Trümmer bauen.

Ein unaussprechlich wehmüthiges Gefühl ergreift mich, wenn ich bedenke, daß vielleicht noch vor dem Ende unseres Jahrhunderts ganz Deutschland von dem ehernen Netz der Schienen umsponnen sein wird, und daß dann zwei der poetischsten Menschenklassen nur noch dem Reich der Sage angehören werden. Ich meine die Postillone und die Wanderburschen.

Welcher Zauber liegt in dem Tone eines Posthorns! Welche Gefühle erweckt es in uns! Kein Instrument wird so sehr mißhandelt, und dennoch vermag uns kein anderes Instrument so zu ergreifen. Ja, eben in den falschen Tönen des Posthorns liegt der eigentliche Zauber, die eigentliche Lyrik, so wie die unorthographisch und ungrammatikalisch geschriebenen Liebesbriefe die eigentlich wahrhaften, die wahrhaft aufrichtigen sind; denn das Herz kennt keine Grammatik, und wo die Liebe anfängt, hört die Regel auf. Ein Postillon bläst nicht nach Noten. Er schließt sich nicht jahrelang von der Welt ab, um dann vor der Welt seine Virtuosität zu

zeigen. Er entwickelt ſein Talent nicht in der Stille, um dann auf den hohlen Brettern und in den prächtig erleuchteten Salons als Genie zu gelten. Ihm iſt der Ehrgeiz kein Sporn, der ihn wie ein Roß durch die Bahn des Lebens jagt. Er bläſt nicht der Unſterblichkeit, ſondern ſich ſelbſt zu Gefallen. In Sturm und Wetter, in Nacht und Nebel unter Gottes freiem Himmel, ſetzt er ſein Horn an den Mund und bläſt ſein altes Lied mit der alten Liebe. Und wie manches zarte Herz pocht heftig; wie manche ſchöne Wange erglüht, wenn der Poſtillon ſich hören läßt! Wie oft, freundliche Leſerin, biſt du ſchon an's Fenſter geeilt, wenn du das Poſthorn vernommen? Welche Erwartungen, welche Hoffnungen, welche ſehnſuchtsvolle Erinnerungen haben dich dann nicht belebt! War dir der Poſtillon nicht vielleicht der Bote, dem dein Freund eine ſüße Kunde aus fernem Lande, einen feurigen Gruß aus einem andern Welttheile anvertraut? Vielleicht vernahmſt du ſogar in den Tönen des Poſthorns die Nachricht, daß der Freund deines Herzens bald an deinem Herzen liegen wird, um ſich nie wieder von dir zu trennen. Und wie manche liebende Mutter hat ſchon freudig gebebt, wenn ſie das freundliche Poſthorn vernommen, das ihr die Ankunft des Sohnes verkündete!

Aber nicht lange mehr wird es dauern, und das freundliche Postborn wird verstummen müssen vor dem dämonischen, ohrzerreißenden Pfeifen der Lokomotive. Nicht lange mehr wird es dauern, und der letzte Postillon wird zu Grabe getragen werden, und man wird ihm sein Horn mit in die andere Welt geben und unsere Nachkommen werden auf seinem Leichensteine lesen: „Hier ruht der letzte Postillon.“ Schon jetzt liegt eine nicht zu verkennende Melancholie, eine bange Todesahnung in den Tönen des Postborns. Es klingt fast wie ein schmerzlicher Scheidegruß an unser jetziges Geschlecht. Und daran hat der Dampf, der Dämon unserer Zeit, Schuld. —

Aber auch die Wanderburschen werden aufhören; denn man wird künftig nur einen Kopf, aber keine Füße mehr brauchen, um in der Welt fortzukommen. Die Wanderburschen sind eine unserem Vaterlande durchaus eigenthümliche und noch gar nicht genug gewürdigte Menschenklasse. Bei ihnen hat sich noch ein Rest von der Poesie des Lebens erhalten, die man bei Anderen vergeblich suchen wird. Mit dem Notenstock in der Hand durchmessen sie die entferntesten Länder und bewahren überall den deutschen Sinn und das deutsche Lied. Ein großer Theil unserer Volkslieder verdankt nämlich unseren Wan-

derburſchen ſein Entſtehen und ſeine Erhaltung. Die Wanderluſt, ein den Deutſchen eigenthümlicher Trieb, zeigt ſich bei ihnen in der höchſten Gewalt. Sie haben nicht Ruh und Raſt. Wo es ihnen am beſten geht, fühlen ſie ſich am unbehaglichſten. Auch die deutſche Grobheit, jene ſtarke Seite unſerer Nationalität, wird durch ſie gehegt und gepflegt. Fechten, Singen, Trinken und Prügeln ſind die vier Elemente, aus denen ihre Welt beſteht. Ihr Geſelligkeitstrieb verbindet ſie ſchnell auf's innigſte, und ſchaarenweiſe, wie die Wandervögel, ziehen ſie ihres Weges. Sie fechten gemeinſchaftlich; ſie ſingen gemeinſchaftlich; ſie trinken gemeinſchaftlich und prügeln gemeinſchaftlich. Wenn ſie ſich aber müde geſungen, wenn ihnen der letzte Heller ausgegangen und ſich kein erklecklicher Gegenſtand der Anfechtung bietet, ja, wenn ſich ihnen Niemand zeigt, mit dem ſie Händel anfangen können: prügeln ſie ſich ſelbſt gegenſeitig durch, aber in aller Freundſchaft. Wie das Sohlleder wird auch die Wanderburſchentreue erſt durch oft wiederholtes Schlagen feſt und dauerhaft. Die Studenten trinken, die Handwerksburſchen prügeln gewöhnlich Brüderſchaft. In ſolchen Freundſchaftsbündniſſen, die von den derbſten Knoten befeſtigt werden, zeigt ſich ſo recht der Werth einer guten deutſchen Haut, die erſt weidlich gegerbt werden

muß, wenn ſie auf dem Markte des Lebens etwas gelten ſoll.

Ich habe eine beſondere Zuneigung zu den Wanderburſchen; denn ein Wanderburſche war es, der mich in den Anfangsgründen der Liebe unterrichtet. Es war im Frühling 1830. Die Bäume ſtanden in voller Blüthe und die Gänſeblümchen hatten ihre ſchmachtenden Augen aufgeſchlagen. Kokette Heckenroſen entfalteten ihre Reize vor dem leichtſinnigen Zephyr, und muntere Vögel zwitſcherten die geheimnißvollſten Lieder. Es war ein Frühling, der die Knospen großer Revolutionen trieb, Knospen, aus denen die Prachtblume der Freiheit ſich entwickeln ſollte. Ich glaube, daß ſogar die Vögel von dieſer Prachtblume ſangen; denn nie hab' ich ſie wieder ſo kräftig, ſo begeiſtert ſingen hören. Ich hatte damals kaum das fünfzehnte Jahr überſchritten; ich ſtand in der Blüthe der roſigen Flegeljahre und betrachtete die ganze Welt als mein Eigenthum. Ich ſchritt munter auf ein ſchleſiſches Dörfchen zu, deſſen Kirchthurmknopf in der Mittagsſonne blitzte und das ſich faſt in der Mitte eines duftenden Tannenwäldchens befand. Es war Alles umher ſo ſtill, ſo ruhig, als hielte die Natur ihre Sieſta. Plötzlich dringt das bekannte Lied: „Nachtigall, ich hör' dich ſingen" in mein Ohr.

Es lag eine ſolche Melancholie, eine ſolche Schwermuth in dem Tone, daß ich gewaltig davon ergriffen wurde. Als ich mich umſah, bemerkte ich, daß der Sänger ein Handwerksburſche war, der auf dem Boden ausgeſtreckt lag und mit dem Knotenſtock im Sande ſchrieb. Es war ein ſchöner Junge mit großen blauen Augen und goldgelben Haaren, die ihm wild um das bleiche Antlitz hingen. Es lag ſo viel ſanfter Schmerz, ſo viel Gutmüthigkeit in ſeinen regelmäßigen Geſichtszügen, daß ich ſogleich die lebhafteſte Theilnahme für ihn empfand. Ich ſetzte mich neben ihn, und als ich ihn um die Urſache ſeiner Thränen frug, die jetzt ſeinem Auge entquillten, rief er, ſtatt der Antwort, nur den Namen: „Anna.“

„Wer iſt denn dieſe Anna?“ frug ich den Trauernden.

„Anna,“ erwiederte der Burſche, „iſt mein Mädel und wohnt in Neiße, wo die preußiſchen Gewehre fabrizirt werden. Sie hat dunkelbraune Augen und dunkelbraunes Haar; ſie iſt gewachſen wie eine Tanne und hat mir dieſen Tabakbeutel geſtrickt. Sie hat mir auch zwei blanke Thaler in die Taſche geſteckt, als ich auf die Wanderſchaft ging und hat mir geſchworen, daß ſie mich nicht vergeſſen wird.“

„Aber warum dieſe Thanen?“ fragte ich den Begeiſterten.

„Das thut die Liebe,“ erwiederte er ſeufzend.

„Die Liebe?“ wiederholte ich gedehnt. „Was iſt die Liebe?“

„Die Liebe,“ ſeufzte der Gefragte, „das iſt ein ſchweres Uebel, von dem man nicht geheilt ſein will. Wenn einem das Herz bricht und der Kopf konfus wird und wenn man keinen Appetit hat und immer an Anna in Neiße denkt, wo die preußiſchen Gewehre fabrizirt werden, das iſt die Liebe. — Da ſitz' ich nun hier,“ fuhr er fort, „und warte auf die „Fackel,“ die im Dorfe fechten geht, und wir haben doch heut noch drei lange Meilen zu machen. O du liebe Anna!“

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als die Fackel vom Dorfe herbeigeſprungen kam. Nie iſt mir wieder eine ſolche putzige Geſtalt vorgekommen. Er war ein Kerl, lang und dünn wie ein Blitzableiter, mit glühendrothen Haaren, auf denen ein deſperater weißer Filz ſich unaufhörlich hin und her bewegte. Je näher er uns kam, deſto lebhafter ſprang er, ſo daß ſeine langen zeiſiggrünen Frackſchöße rechts und links in den Lüften flatterten. Noch keinem Schneider hat man ſein Handwerk ſo leicht anſehen können wie dieſer Fackel.

„Du lieber Himmel, was bin ich doch für ein Schockschwernöther!“ rief die Fackel, als sie bei uns anlangte. „Das ganze Dorf hab' ich total ausgefochten.“

Und mit diesen Worten schüttelte er Schinken, Butter, Brod und Käse aus einem Tuche und legte es vor den blonden Burschen.

„Ich glaube gar, du hast wieder gflennt,“ sagte er hierauf im feinsten Fisteltone. „Schlag dir die Dirne aus dem Sinn, du deutsches Gemüth. Ja, du bist ein deutsches Gemüth; denn du denkst immer an deine Liebe und hast dir seit Februar das Haar nicht mehr gekämmt. Die Schwärmerei erstreckt sich schon auf deinen Rock, der besonders an den Ellenbogen eine sehr schwache Gesundheit genießt. Friß, du deutsches Gemüth; wir müssen noch heut nach Praunitz marschiren.“

Das deutsche Gemüth berührte aber keinen Bissen, sondern betrachtete schwermüthig den gestrickten Tabaksbeutel und dachte an seine Anna in Neiße, wo die preußischen Gewehre fabrizirt werden. Nachdem die Fackel das ganze Magazin verzehrt hatte, packte sie das deutsche Gemüth beim Arm und schlug mit ihm den Weg nach Praunitz ein.

Wie oft hab' ich seit jener Zeit an dich gedacht, du blondes deutsches Gemüth! Wie oft ist mir deine Er-

klärung von der Liebe in's Gedächtniß gerufen worden! Ja, wenn einem das Herz bricht und der Kopf konfus wird und wenn man keinen Appetit hat, das iſt die Liebe. Wer weiß, wie es dir ſeit 1830 ergangen iſt, du deutſches Gemüth! Vielleicht hat dich der Tod in einem verborgenen Winkel der Erde überraſcht, fern von Neiße, wo deine Anna wohnt und die preußiſchen Gewehre fabrizirt werden. Vielleicht auch biſt du, das Herz voll Sehnſucht, nach Jahren wieder in Neiße eingekehrt und da iſt dir eine dicke, geſunde Frau mit einem muntern Buben oder Mädchen an der Hand begegnet und das war deine Anna, die ſich während der Zeit mit einem ſoliden Bürger glücklich verheirathet hatte. Vielleicht haſt du ſie treulos und vergnügt wieder geſehen. Du aber biſt ihr gewiß nicht treulos geworden; denn du ſaheſt aus wie Einer, deſſen Herz ſich täuſchen läßt, aber nicht täuſchen kann und der auf dem Grabe ſeiner erſten Jugendliebe langſam hinſtirbt. —

Es iſt kaum glaublich, wie viel Herzlichkeit, wie viel Aufopferungsfähigkeit unter den Wanderburſchen herrſcht. Sie theilen Nahrung, Geld und Kleidung miteinander und haben keinen Begriff von der Eigenſucht der Welt; daher findet man unter ihnen die eifrigſten Anhänger des Communismus. Trotz der cyniſchen Rohheit, die bei

ihnen nicht ſelten allzu ſtark ausbricht, bergen ſie ein kerngeſundes, für das Wohl und Weh des Nebenmenſchen tief fühlendes Herz. Aber nicht lange mehr werden unſere Heerwege von dieſen Wanderburſchen belebt ſein. Schon jetzt bemerkt man ſie, beſonders am Rheine, wo die Dämpfer und Lokomotive brauſen, ziemlich ſelten auf der Heerſtraße. Auf den Dampfbooten und in den Dampfwagen verlieren ſie aber ihre ganze Eigenthümlichkeit, weil ſie da weder ſingen noch fechten dürfen. Gewiß ſieht noch dieſes Jahrhundert den letzten Wanderburſchen wie den letzten Poſtillon zu Grabe gehen und unſere Nachkommen werden dann ſo viele ſchöne und kräftige Volkslieder nur leſen können, die wir noch aus muntern Kehlen in der freien Natur haben ſingen hören. Der weltbeherrſchende Dampf erſtickt das Herz der Poeſie. Der Zeitgeiſt ſelbſt ſteht nicht mehr auf eigenen Beinen und wenn er fortkommen will, muß er zu den Dämpfern und Lokomotiven ſeine Zuflucht nehmen. Es iſt aber eine große Frage, wem dieſe Dampf-Allgewalt ſchneller Erlöſung bringen wird, der Menſchheit oder den Pferden.

Langeweile.

Es gibt keine größere Qual als die Langeweile. Es gibt keinen größeren Schmerz für den Menſchen, als wenn die Zeit ſeine Folter wird, wenn jede Stunde wie eine Marterzange, jede Minute wie eine Marterſchraube ſeinen Geiſt zwängt und drückt. Unſere Philoſophen, die alles erklären, was ſie nicht wiſſen und was Jeder weiß, ſelten erklären können, haben uns Definitionen von allen irdiſchen und überirdiſchen Dingen gegeben. Sie haben uns mit einer Beſtimmtheit vom Jenſeits geſprochen, als ob ſie geheime Sekretäre der Allwiſſenheit geweſen wären; ſie haben die Zeit und die Ewigkeit, die Gottheit und die Menſchheit genau zergliedert; ſie haben das Unberechenbare berechnet, das Unſägliche geſagt, das Unbeſchreibliche beſchrieben. Aber über die Langeweile haben ſie das geheimſte Stillſchweigen beobachtet. Wie

die Ewigkeit die Zeit der Unſterblichen, ſo iſt die Langeweile die Ewigkeit der Sterblichen. Und wie ſehr ſtreben die Menſchen, ſich gegenſeitig zu verewigen! Wie viel Anſtalten und Vereine haben die Menſchen nicht in's Daſein gerufen, um der langen Weile ihre Huldigungen darzubringen.

Wir ſchlagen unbarmherzig die Zeit todt; aber aus ihrem Grabe entſteht die rächende Langeweile, die uns mit tauſend Rieſenarmen faßt. Wir haben Abendunterhaltungen, wo der Geiſt der langen Weile auf der Oberfläche des Thees ſchwimmt, wo man nur den Mund, aber nicht das Herz öffnet, wo man viel ſpricht und nichts ſagt, wo man nichts lobt als ſich ſelbſt und die Namen Anderer auf die Armeſünderbank ſetzt. Wir haben Conzerte, wo die gequälte Harmonie nach Rache ſchreit und die Langeweile uns nach Noten foltert. Wir haben Theater, wo die Welt mit Brettern vernagelt iſt, wo wir zwar einen Sitz, aber die Sängerinnen keine Stimme haben, wo jedes Luſtſpiel zum Trauerſpiel, jedes Trauerſpiel zum Luſtſpiel und die edle Kunſt zur ordinären Poſſe wird. Da ſchleicht denn das Geſpenſt der getödteten Zeit langſam von dannen und die rächende Langeweile, die uns auf die Fünfakten-Folter einer Birch-Pfeiffer'ſchen Tragödie gelegt, läßt uns nicht eher los, bis uns die

letzte Scene die letzte Hoffnung auf einen Kunstgenuß benommen.

Wir haben auch große Gesellschafts-Essen, wo erst Jeder den Geist aufgibt und dann Toaste ausbringt, wo man mit vollem Magen das Andenken der großen Deutschen ehrt, die das große Deutschland verhungern ließ, wo man erst viel Wind macht und dann in Sturm kommt, wo man der Gespräche eher satt wird, als der Speisen, weil diese sehr stark und jene nur sehr schwach gewürzt sind. Aber auch hier, wo man die unschuldige Zeit meuchlings gemordet, steigt wie Banquos Geist, die Langeweile hinter der Tafel empor und bringt die Zecher zum Gähnen. —

Am meisten rächt sich aber die Langeweile an den Großen dieser Erde. Fürsten, die nur an Hirsch- und Vergnügungsjagden denken, die sich und ihren Günstlingen große Paläste und ihrem Volke große Luftschlösser bauen lassen; Fürsten, die vor lauter Schmeicheleien die Klagen und Forderungen der Unterthanen überhören; Fürsten, die sich zu erniedrigen glauben, wenn sie sich einmal helfend zur gedruckten Unschuld herablassen und sich am höchsten dünken, wenn das Volk am niedrigsten: kurz, solche Fürsten, die im Buche der Geschichte nur ein leeres oder blutiges Blatt zurücklassen, werden von der

langen Weile am meiſten gefoltert. Nirgends wird ſo viel gegähnt als in den Prunkgemächern der Großen, wohin die Wahrheit entweder gar nicht, oder nur leiſe auf den Zehen gelangen kann und wo man die Worte erſt verſüßen muß, wenn ſie gehört werden ſollen.

Unter den Mitteln, die Qual der langen Weile zu verbannen, gehört die Lektüre, die Nahrung des Geiſtes; denn die Langeweile iſt der Hunger deſſelben und die Journaliſtik iſt das tägliche Brod, welches die Journaliſten dem Publikum beſcheeren müſſen. Ihr armen Journaliſten, wie wenig Dank erwartet euch! Wenn Ihr auch mit noch ſo viel Mühe den literariſchen Sauerteig durcheinander knetet und mit attiſchem Salze zu würzen ſucht, es wird euch nicht belohnt. Wahrlich! wenn das Publikum wüßte, wie ſehr ein Journaliſt ſich erſt ſelbſt langweilen muß, bevor es ihm möglich iſt, nur in etwas die Langeweile ſeiner Leſer zu mildern, es würde gerechter gegen ihn ſein. Was iſt ein Journal anders als ein Waſchzettel, der die ſchmutzige und reine Wäſche der ſchönen Wiſſenſchaft aufzählt? Wie viel literariſche Schlafmützen, wie viel lyriſche Nachtjacken, wie viel tragiſche Vatermörder muß ein armer Journaliſt durch die Lauge ziehen? Aber er iſt nicht blos verdammt zu waſchen; er muß auch flicken und

ausbessern. Wenn du, o menschenfreundlicher Leser, die Beiträge sähest, die einem geplagten Journalisten nur während eines Monats zukommen, du würdest staunen, über die Tinte, die in Deutschland vergossen wird, über die vielen Federn, die in Deutschland von stumpfen Geistern stumpf geschrieben werden. Bald sendet ihm ein junges Talent ein Gedicht „an Sie," dem er die überflüssigen Füße amputiren muß, dessen Inhalt so weich wie zerlassene Butter, und dessen Sprache so hart wie der Eselskinnbacken, mit dem Simson einst die tausend Philister todt geschlagen. Bald muß er durch das irdische Jammerthal einer Tendenznovelle wandeln und bald wieder durch den Sumpf einer Korrespondenz waten. Und wie sehr wird ihm seine eigene Produktion erschwert. In Paris und London, wo die Politik und die Spitzbuberei im Großen getrieben wird, hat ein Journalist nie Mangel an Stoff. Er braucht dort keine Bücher, sondern nur Gesichter zu lesen und die gebratenen Aufsätze fliegen ihm gleich in's Maul. Wenn Herr Guizot vor seinem Fenster vorüberfährt und etwas melancholisch aussieht, kann er sich gleich an den Pult setzen und über die Ursache dieses melancholischen Aussehens unzählige Spalten füllen; und wenn ein englischer Journalist ein sanftes Lächeln um die Lippen Robert Peels bemerkt, hat

er gleich Anregung zu den intereſſanteſten Artikeln über die Kornbill, über Irland, über die Töchter Rebeckas und über den chineſiſchen Handel. Aber in Deutſchland, das ſo reich an Erwartungen und ſo arm an Erfüllungen; in Deutſchland, das die ſtärkſten Federn und die ſchwächſten Flügel hat; in Deutſchland, wo man nur ſchweigt, oder höchſtens aus dem Schlaf ſpricht und wo keine Hauptſtadt die Tugenden und Laſter des Volkes vereinigt: da iſt es dem Journaliſten faſt unmöglich, ſeinem Blatte ein allgemeines Intereſſe zu verleihen. Ein deutſcher Journaliſt kann zuweilen einen ganzen Tag am Fenſter ſtehen, ohne nur die geringſte Anregung zu einem Artikel zu finden.

Und wenn er auch alle Pflaſterſteine und Fenſterſcheiben genau zählt und wenn er auch genau weiß, wie viel groben Marino ſein Nachbar zur Rechten, und wie viel Kanaſter mein Nachbar zur Linken täglich konſumirt; und wenn er auch an Sonn- und Feiertagen mit wahren Argusaugen die geputzten Schönen betrachtet und in die geheimſten Geheimniſſe der weiblichen Toilettenpolitik eindringt; und wenn er auch jeden Separatartikel kennt, welcher in den Kabinetten der ſchönen Mächte zur Unterjochung der Männer entworfen wird; und wenn er auch jede Schneidermamſell kennt, mit welcher jene Mächte

Alliancen geſchloſſen; und wenn er auch ganz genau weiß, wie viel jede unſerer Damen von ihrer Conſtitution ſich ſelbſt, und wie viel ſie den auswärtigen Hülfsmächten der Putzmacherinnen, der Friſeurinnen und Nätherinnen zu verdanken hat: was kann ihm dies nützen? Mit ſeiner ganzen naſeweiſen Neugierde verliert er ſo lange die theuere Zeit, bis er auch die deutſche Geduld verliert, ſich ärgerlich an den Pult ſetzt und, von der größten Langeweile geplagt, einen Aufſatz über die Langeweile ſchreibt, der gewiß nie ermangelt, bei den Leſern dasjenige zu erregen, welchem er, der Aufſatz nämlich, ſein trauriges Daſein verdankt. —

Eine Fabel.

Als einſt ein groſſer Poet in ſeinem ſtillen Kämmerlein ſaß und an einer ſeiner neueſten, gelungenſten Dichtungen feilte, ſprach die Feder in ſeiner Hand: „Was wäreſt du, o Dichter, ohne mich? Du erfaſſeſt mich und mir entſtrömen die Gedanken. Du nagſt an mir und freudig opfere ich mich dir auf, damit dir das Werk gelinge. In der That! was wäreſt du ohne Feder?“

Kaum aber hatte die Feder geendigt, als ſich eine Stimme aus dem Tintenfaſſe vernehmen ließ: „Was wäreſt du ohne mich, den Lebensquell aller Poeſie und Begeiſterung? Was ſich verwirrt und geſtaltlos in deiner Stirne regt, erhält durch mich erſt beſtimmtes Leben, und willig vertrocknet mein Quell vor dem Hauche deiner Gedanken. In der That, was wäreſt du, o Dichter, ohne Tinte?“

Die Stimme aus dem Tintenfaſſe hatte kaum ge-

ſprechen, als ſich auch ein langer Papierbogen majeſtätiſch aufrichtete und den erſtaunten Poeten folgendermaßen anredete: „Was wäreſt du ohne mich, ohne das Papier? Weiß wie die ewige Unſchuld lieg' ich vor dir und gebe mich willig deinen Phantaſieen hin. Alle deine ſchönen und wilden Träume halt' ich feſt gebannt und bewahre deine flüchtigſten und innerſten Gedanken, daß du dich durch mich erſt recht kennen lernſt. Ich bringe deinen Namen auf die Nachwelt und deßwegen haſt du mir am meiſten zu danken."

Der Jüngling war eben im Begriff zu antworten, als die Lappen, an denen er die Feder abzuwiſchen pflegte, zu kreiſchen anfingen: „Was wäreſt du, o Dichter, ohne Lumpen? Wenn du ſchon dem Papier ſo viel von deiner Unſterblichkeit zu danken haſt, um wie viel größer ſollte deine Dankbarkeit gegen uns Lumpen ſein, die wir doch dem Papier das Daſein gegeben. Sind wir Lumpen nicht die Ahnen aller Bücher? In der That, was wäreſt du ohne uns? Was wäre der größte Dichter ohne Lumpen?

Da entbrannte der Zorn des Jünglings. Er erfaßte zuerſt die Feder und begann: „Du willſt Dank von mir, du feile Sklavin? Biſt du es, die mir Würde gibt, oder bin ich es, die dir Würde verleiht? Was

wäreſt du in der Hand eines feilen Wichtes? Gibſt du dich nicht eben ſo willenlos her zu einem blutigen Urtheil, wie zu den ſüßen Seufzern der Liebe? Biſt du nicht eben ſo ſklaviſch in der Hand eines völkerunterjochenden Tyrannen, als in der Hand des Wohlthäters, des alles aufopfernden Menſchenfreundes? Schnöde Sklavin, ich zertrümmere dich."

Und hiermit zerpflückte er die Feder und warf ſie in den Winkel. Dann ergriff er das Tintenfaß und begann: „Du finſteres Naß, dir ſollt' ich verpflichtet ſein, ich, der ich mit dem beſten Blute meines Herzens ſchreibe? Gibſt du dich, Sklavin Tinte, nicht der Sklavin Feder hin nach ihrem Willen? Elende Sklavin einer Sklavin, ich vernichte dich!" Und mit dieſen Worten warf er das Tintenfaß heftig an die Wand, daß es zerſplitterte, nahm dann den Bogen Papier und ſprach: „Was brüſteſt du dich mit deiner Reuſchheit, ſchmähliches Blatt, und begehrſt, daß ich dir für eine Wohlthat danke, die ich d i r erzeuge. Was wäreſt du ohne mich und was deine geprieſene Unſchuld? Lägeſt du nicht vielleicht jetzt unter den Händen eines Schurken, der dich voll Schmutz, Lüge, Gemeinheit und Verleumdung in die Welt ſchickte, damit du den häuslichen Frieden zerſtöreſt, oder die zarte Unſchuld vergifteſt? Fort, undankbares Blatt!" Und

mit dieſen Worten zerriß er den Bogen und warf die Fetzen in den Staub.

„So wäret ihr nun, Feder, Tinte und Papier vernichtet durch euern Dunkel," fuhr er fort; „doch ihr elende Lumpen, ihr, die ich nicht vernichten kann, weil eure ganze Exiſtenz nur aus Vernichtung beſteht; ihr, die ihr Lumpen bleibt und wenn ich euch auch in Millionen Fetzen zerriſſe, euch anzufaſſen vermag ich nicht. Euch, welche eine reine Hand zu berühren ſcheut, euch ſollte der Genius, der mit feurigen Schwingen durch himmliſche Sphären ſchwebt, euch Lumpen ſollte der Künſtler danken müſſen für dasjenige, welchem er ſein irdiſches Glück opfert?" — —

Brief eines japaniſchen Kosmopoliten

an

ſeine Geliebte.

Schon oft, mein theueres Mädchen, hab' ich über das Weſen der Liebe nachgedacht, über jenes unbeſchreibliche Gefühl, welches uns ſo ganz verwandelt, daß wir uns ſelbſt nicht wieder erkennen. Ach, mein liebes Mädchen, die Liebe iſt höchſtens ein angenehmes Unglück; ſie bringt uns mehr Schmerz in der Freude, als Freude im Schmerz. Sie gleicht dem überzuckerten Kalmus; ſie hat eine dünne ſüße Schaale, aber einen feſten bittern Kern. Ich glaube, unſere Liebe iſt die Frucht ewiger Glückſeligkeit, die aber nicht auf dieſer kalten Erde, ſondern vielleicht erſt jenſeits in wärmeren, reineren Lichtſphären reifen kann. Manche behaupten auch, die Liebe ſei eine gefährliche Herzkrankheit, von welcher glücklicher

Weiſe nur wenig Menſchen befallen werden. Das einzige Mittel gegen dieſe Krankheit ſei aber die Ehe. Nach meinen Erfahrungen, die ich bisher im civiliſirten Europa gemacht habe, kann ich dieſer letzten Behauptung nur beiſtimmen. Glaube aber nicht, mein theueres Mädchen, daß man dieſes Mittel hier anwendet, wenn die Krankheit ſchon ausgebrochen; im Gegentheil: man knüpft hier die Ehe, bevor ſich noch die Liebe gezeigt. Die europäiſchen Ehen ſind meiſtens Präſervativmittel gegen die Liebe.

Große Philoſophen haben behauptet, man könnte den Bildungsgrad eines Volkes nach dem Standpunkte ermeſſen, den bei ihm die Frauen einnehmen. Ich habe mir dies zu Herzen genommen und auf meinen Weltfahrten immer jenen Standpunkt in's Auge gefaßt. Bei den Beduinen in der ſyriſchen Wüſte ſtehen die Mädchen in ſehr hohem Werth. Wenn dort ein Jüngling auf die Idee kommt, eine Gattin heimzuführen, ſo geht er zu irgend einem mit Töchtern geſegneten Vater und kauft ihm eine Tochter ab. Der Kaufluſtige gibt aber ſelten baares Geld für ſeine Zukünftige, ſondern er tauſcht ſie ein und zwar um Vieh aller Art. Iſt das Mädchen ſchön, ſo gibt ſie der Vater nicht unter zwei Kühen, oder einem Kameele los; iſt ſie ſehr ſchön, ſo findet ſich leicht

ein Bewerber, der dem Vater zwei oder wohl gar drei Kameele zuführt. Wer dort mit vielen Töchtern gesegnet ist, der hat auch einst den schönsten Viehstall zu hoffen. Im civilisirten Europa sind aber die Töchter nichts werth, ja, der Vater muß sogar noch Geld geben, um sie los zu werden. Im civilisirten Europa werden die Mädchen an den Wenigstnehmenden versteigert. Ein Vater betrachtet also seine Tochter als ein wahres Unglück; hat er nun gar ein halbes Dutzend Töchter, so kannst du dir leicht denken, wie sehr er nach Männern haschen muß, die ihm das Unglück abnehmen. Hat der Vater aber kein Geld, so kann er natürlich das Unglück nie los werden.

Es gibt hier zu Lande große Pensionsanstalten, Anstalten nämlich, in welchen sehr viel Unglück beisammen ist; hier wird das junge Unglück groß gezogen und herangebildet. Ein Unglück, das nicht in einer solchen Anstalt gewesen, ist gar kein wahrhaftes Unglück.

Du wirst mich nun fragen, was eigentlich ein Mädchen in diesen Häusern lernt? Und ich muß dir gestehen, daß ich sehr verlegen bin, dir diese Frage erschöpfend zu beantworten. Doch will ich's versuchen.

Sobald ein Mädchen die Schwelle einer solchen Anstalt betreten, wird ihm ein bedeutungsvolles, inhalt-

ſchweres Wort an's Herz gelegt. In dieſem Worte liegt der Inbegriff ſeiner ganzen Zukunft, die Seele ſeiner ganzen Beſtimmung. Dieſes Wort heißt: weiblicher Anſtand. Unter dem weiblichen Anſtand verſteht man aber in den Penſionsanſtalten die Kunſt, nach ſtreng vorgeſchriebenen Regeln zu ſcheinen, was man nicht iſt und zu ſein, was man nicht ſcheint. Nach dieſen Regeln muß der Spiegel des Geſichtes die Zuge des Herzens verkehrt wieder geben. Das Mädchen muß angenehm lächeln, wenn es ſich ärgert und es muß ſchmollen, wenn es ſich im tiefſten Innern freut. Es muß nach beſtimmten Vorſchriften die Augen niederſchlagen und nach gewiſſen Metboden ſchamroth werden. Es muß die Mutterſprache und die Sprache des Herzens vergeſſen und in einer fremden Zunge fremde Gefuhle ſprechen lernen. Es muß muſikaliſch nießen und nach Noten ſeufzen. Als luſtiger, lebensfroher Schmetterling wird das Mädchen gewöhnlich in die Anſtalt gebracht, und verläßt dieſe nicht fruher, als bis es ſich in eine Puppe verwandelt hat.

Sind nun achtzehn Lenze über das Haupt des Mädchens hinweggegangen, ſo iſt das Ungluck reif, und die Eltern muſſen es ſich vom Halſe ſchaffen. Der beſorgte Vater ſieht einen jungen Mann und fragt ihn: „Willſt

du mir mein Unglück abnehmen?“ Der junge Mann lacheit und ſpricht: „Ich brauche dreißigtauſend Gulden und wenn du mir dieſe Summe gibſt, ſo will ich aus Dankbarkeit dich von deinem Unglück befreien.“ Beide werden nach langen Unterredungen und vielfachen Vermittelungen Handels einig. Der junge Mann nimmt das Geld und das Unglück; der Prieſter ſpricht den Segen und die Ehe iſt geſchloſſen.

Du kannſt leicht begreifen, daß der Ehemann erſt nach der Hochzeit ſein Unglück genau kennen lernt. Im civiliſirten Europa iſt daher die Ehe ein langwieriger Krieg auf Tod und Leben, bis der ewige Friede zwiſchen dem Ehepaar vermittelnd auftritt. In dieſem Kriege bleibt die Frau gewöhnlich Siegerin; denn eine Frau im civiliſirten Europa iſt Arſenal und Kriegerin zugleich. Sie beſteht eigentlich aus lauter Waffen, die ſie je nach den verſchiedenen Angriffs- und Vertheidigungsplänen meiſterhaft zu führen verſteht. Die civiliſirten Frauen ſchärfen dieſe Waffen an ihrem Verſtande und ſelten fehlt ihnen der Sieg, wenn ſie den Krieg beginnen wollen.

In den Flitterwochen machen die Frauen blos Manöver. Sie laſſen die Truppen ihrer glänzenden Liebenswürdigkeiten vor dem jungen Gatten im Parademarſch

vorbei defiliren. Der Himmel iſt heiter und in der klaren Sonne blitzen und flimmern die Waffen auf's prächtigſte. Der entzückte Gatte iſt reicher im Gewahren, als die Frau im Verlangen. Er lieſt ihre Wünſche, ſelbſt wenn ſie noch ſo undeutlich in ihrem Antlitz geſchrieben ſind und ſie ſcheint ihm zu groſſen, daß er ſich zu freigebig zeigt. Der Barometer der Liebe zeigt anhaltend ſchönes Wetter.

Die Flitterwochen ſind vorüber. Der Gatte lieſt jetzt mehr die Conto's in ſeinen Handlungsbüchern, als die Wünſche im Antlitz ſeiner Frau. An dem Himmel ihrer Stirne zeigt ſich ein Wölkchen. Der Barometer der Liebe fällt um einen Grad. Der Gatte erſchrickt; er bringt ihr einen ſchönen Shawl. Das Wölkchen ſchwindet; die Sonne ſcheint wieder. Mehrere Monate vergehn; die Wölkchen häufen ſich. Der Gatte erſchrickt nicht mehr. Da vereinigen ſich die Wölkchen zu einer ſchweren Gewitterwolke. Es droht ein Sturm. Der Gatte zieht die Segel ein. Er lavirt. Der Sturm legt ſich endlich. Der Barometer ſteht auf veränderlich. Der Gatte wird aber nach und nach gegen dieſen Witterungswechſel ſehr abgehärtet. Wie ein erfahrener Seemann, fährt er auf den bewegten Wellen des Eheſtandes herum, oder er bleibt in dem Sicherheitshafen der Geduld ruhig liegen.

Die Geduld, mein vielgeliebtes Mädchen, iſt das Univerſalmittel gegen alle irdiſchen Leiden. Die Geduld macht feuerfeſt und waſſerdicht; ſie ſchützt gegen die Kälte der menſchlichen Selbſtſucht und gegen die giftigen Biſſe der Verleumdung. Die Geduld iſt die Stiefſchweſter der Hoffnung; ſie iſt aber beſſer als dieſe. Während die Hoffnung ſich grün macht und falſche Wechſel auf die Zukunft ausſtellt, ſagt uns die Geduld in ihrer Aufrichtigkeit, wie arm wir ſind und lehrt uns die ſchweren Laſten der Gegenwart ertragen. Geduld iſt der Muth der Schwachen. Wenn die Geduld nicht wäre, ſo würde die Verzweiflung Selbſtherrſcherin der ganzen Erde ſein. Wenn die Geduld nicht wäre, gäb' es faſt ſo viel Eheſcheidungen als Hochzeiten; wenn die Geduld nicht wäre, konnten nicht ſo viel Schafe in einem Stall und nicht ſo viel Beamten in einem Lande leben, und wenn die Geduld nicht wäre, würdeſt du, meine theuere Freundin, dieſen Brief weit ſchneller bei Seite gelegt haben, als ich ihn geſchrieben.

Ueber Deutſchland.

(Fragmente aus Briefen. *)

I.

Es gibt kein beneidenswertheres Volk auf Erden als das deutſche; denn es lebt in ewiger Kindheit. Das deutſche Volk braucht zu ſeiner größten Glückſeligkeit nur ein Steckenpferd und einige Nürnberger Spielſachen, und an dieſen hat es, Dank dem lieben Gott und den deutſchen Regierungen! noch nie Mangel gelitten. Glaube, Liebe und Hoffnung, jene Drillinge, die das Leben verherrlichen und den Tod verklären, ſind die geliebten Kinder der blondlockigen Germania.

Es gibt kein Volk, das nicht glaubt; aber es gibt kein

*) Dieſe Fragmente ſind der Ueberreſt einer größern Briefſammlung, welche durch Verſehen ein Raub der Flammen geworden

Volk, deſſen Glaube dem deutſchen gleich käme an Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit. Der deutſche Glaube iſt ein Univerſalgenie; man kann ihn zu allen Dingen gebrauchen. Was glaubt der Deutſche nicht? Er glaubt an die Unfehlbarkeit der deutſchen Regierungen eben ſo feſt, wie an die Unſterblichkeit der Seele; ja, er glaubt nicht blos, daß ein König von Gottes Gnaden die Völker beherrſche, ſondern auch, wenn die deutſchen Regierungen es wollen, daß der liebe Gott von Königs Gnaden die Welt regiere, daß der himmliſche Thron nur der Fußſchemel der irdiſchen Throne ſei. Der erſte Glaubensartikel im politiſchen Katechismus der Deutſchen iſt: „Hören, Sehen und Schweigen.“

Die deutſchen Regierungen wägen Alles ſehr genau. In eine Schale der Wage legen ſie ihren Willen und in die andere den blinden Gehorſam, und die Zunge des Volkes muß genau die Mitte halten und darf ſich nicht regen. Und der deutſche Glaube hält dieſes für die Wage der Gerechtigkeit. Nur an einem zweifelt der Deutſche — an ſeiner eigenen Kraft, die er noch nie brauchen gelernt. Der Deutſche gleicht einem Stier, der ſich willig binden ließ und nun über die eignen Füße ſtolpert. Jeder Zoll an ihm wird von einem Strick gefeſſelt. Man macht ihm aber weiß, dieſe feſten Stricke

seien leichte, flatternde Rosenbande, und der Deutsche glaubt es und der Glaube macht selig. Wahrlich, es ist kaum begreiflich, wie viel sich der Deutsche aufbinden läßt; keine Lüge ist frech genug, daß sie die deutsche Glaubensfähigkeit nicht für lautere Wahrheit hielte. Der Deutsche nimmt alles auf Treu und Glauben an; daher gehört so wenig Geist dazu, um einen Deutschen zu betrügen. Man lese nur gewisse deutsche Zeitungen und sehe das Gewebe von Lügen, das täglich vor deutschen Augen aufgerollt wird! Das ist durchaus kein feines Gewebe, in welchem die sichtbaren Fäden der Wahrheit mit den feinen unsichtbaren des Luges so kunstreich durchflochten sind, daß sie auch das scharfsichtigste Kennerauge täuschen können: nein, es ist ein plumpes Gewebe von lauter groben Lügen, welches jeder Blick gleich erkennen würde, der nur um etwas schärfer als der deutsche. Man hat sogar den gutmüthigen leichtgläubigen Deutschen weiß machen wollen, Sibirien sei das Land, „wo im dunkeln Hain die Goldorangen blühn" und wo Jeder von einem gewissen Zauber so sehr gefesselt wird, daß er es nie wieder verläßt, wenn er es einmal betreten. Herr Staatsrath Gretsch, ein Deutscher, hat auch gesagt, daß die Knute durchaus kein Marterwerkzeug, sondern ein schlanker Lilienstengel, welcher im gesegneten Rußland

wild wachſe. In der Hauptſtadt Frankreichs aber, wo man die Lilien nicht leiden kann, wollte man freilich dem Meſſias Gretſch mit ſeinem Enthuſiasmus für ruſſiſche Glückſeligkeit leider kein Gehör ſchenken. Die böſen Franzoſen waren ſogar unbegreiflicher Weiſe eher von der Wahrhaftigkeit des franzöſiſchen Buchs „la Russie“ des Herrn von Cuſtine, als von der deutſchen Schrift des Herrn Staatsraths Gretſch überzeugt. Die verblendeten Franzoſen!

Viel ſtärker noch als der deutſche Glaube iſt die deutſche Liebe. Man kann gar viele Dinge lieben auf dieſer böſen Welt, das Geld, den Ruhm, die Kunſt und ſchöne Frauen; der Deutſche aber liebt außer Sauerkraut und Ordensbänder, ſeinen angeſtammten Herrſcher. Es iſt dies ohne Zweifel die ſchönſte Liebe, weil es die einzige Liebe iſt, die keine Eiferſucht kennt. Der Deutſche liebt nicht ſein Vaterland, ſondern den Vater ſeines Landes, und da Deutſchland über dreißig ſolcher Väter hat, ſo kann man ſich leicht denken, wie viel loyale Liebe in Germanien konſumirt wird. Wenn man in deutſchen Zeitungen von dieſer loyalen Liebe hört, ſollte man meinen, ganz Deutſchland ſei eine Zucht-, Correktions-, Detentions- und Irrenanſtalt zugleich; da lieſt man von der Liebe, welche die getreuen Unterthanen an den Thron

ketten, an das Herrscherhaus binden, an das Oberhaupt fesseln, an den Regentenstamm knupfen. Es ist kaum glaublich, wie überreich die ehrliche deutsche Sprache, die für das französische „perfide" keinen Ausdruck hat, an sklavischen Ausdrücken ist. Sie setzt nicht allein die irdischen Herrscher über den himmlischen, indem sie diesen nur für den Höchsten und jene für die Allerhöchsten hält, so daß der liebe Gott wenigstens einen Stock niedriger wohnt, als der Fürst von Lichtenstein: sondern sie bietet auch einen unerschöpflichen Schatz, wo es gilt, das Volk zu erniedrigen. Wer sonst als ein Deutscher kann „in allertiefster Demuth ersterben?" Wer sonst als ein Deutscher kann „einer Durchlaucht ganz ergebenst gehorsamster Knecht" sein? Es ist wahr, der Styl ist der Mensch; aber nicht minder wahr ist die Behauptung: die Sprache ist das Volk.

Man thut indessen Unrecht, wenn man jene Ausdrücke der Kriecherei der deutschen Sprache zur Last legt. Der Deutsche ist es, der seine herrliche Sprache zu gemeinen, sklavischen Ausdrücken erniedrigt. Die Sprache ist, wie das Eisen, aus dem man eben so gut schmachvolle Sklavenketten wie blitzende Schwerter der Freiheit schmieden kann.

Feine Naſen werden gewiß einen Demagogen aus mir herauswittern. Aber ich bin keiner. Ich behaupte im Gegentheil, die Liebe des Volkes zu ſeinem Fürſten iſt gewiß eine edle. Man erlaube aber dieſer Liebe ein wahres, freies Wort und erniedrige ſie nicht zur gemeinen Magd, die den Unrath der Herrſchaft wegfegen und ſtets die ſchmutzigſten Dienſte verſehen muß. Man halte dieſe Liebe nicht für eine Dirne, mit der jeder freche Beamte Unzucht treiben kann. Man achte dieſe Liebe, oder fürchte ſie; denn nur die wahre Liebe kann ſich in bittern, unverſöhnlichen Haß verwandeln. Doch was ſprech' ich! Der Deutſche iſt furchtſam, aber nicht fürchterlich, und die grüne Hoffnung verläßt ihn ſelbſt da nicht, wo ein Nicht-Deutſcher ſchon längſt ein Opfer der Verzweiflung geworden wäre. Wie oft war die deutſche Nation guter Hoffnung! Aber ſie hat nie ein Glückskind, ſondern immer nur einen Wechſelbalg zur Welt gebracht.

Die deutſche Hoffnung lichtet nie den Anker; ſie läßt ſich den Sand der Dünen in die Augen ſtreuen und wagt ſich nicht in's Meer, in's große Meer der Weltbegebenheiten. Es iſt merkwürdig, welche Zähigkeit die deutſche Nation im Feſthalten der Hoffnung kund gibt. Die deutſche Nation gibt eher den Geiſt, als die

Hoffnung auf. Aber es geht leider der deutſchen Hoffnung wie der Cypreſſe; beide ſind immer grün, aber auch immer an Gräber gepflanzt. Es iſt ein ſchönes Ding um die Hoffnung, wenn ſie Mutter kühner Thaten wird, wenn ſie unſern Willen ſpornt und unſere Kraft ſtählt. Die deutſche Nation aber ſchläft und läßt ſich von dem grünen Zweig der Hoffnung höchſtens die Fliegen verſcheuchen.

II.

In freien Ländern gehört Muth dazu, sich zu fürchten; in sklavischen aber muß man sich fürchten, Muth zu haben. Denn nur wo Freiheit waltet, ist Muth eine Tugend; wo aber Despotismus herrscht, wird der Lorber gewöhnlich nur um die Schläfe der Feigheit gewunden. Nun ist es natürlich, daß sich der Waffenlose, der sich seiner Ohnmacht bewußt ist, vor dem Gewaltigen beugt oder ihn flieht. Wer aber aus Furcht vor dem zweifelvollen Ausgang des Kampfes die Waffen streckt oder in voller Rüstung die Flucht ergreift, den mag mit Recht jeder Ehrenmann brandmarken.

In Deutschland gehört gar kein Muth dazu sich zu fürchten; man fürchtet sich hier aus bloßer Furcht. Es gibt in Deutschland sehr viel Männer von Geist, die wohl einen Kampf gegen das Alte und Schlechte wagen könnten; aber es fehlt ihnen an Muth. Sie lassen das Schwert in der Scheide stecken, aus Angst,

daß man ſie ſelbſt ſtecken laſſe. Viele gebrauchen zwar ihre Waffen, aber nur zum Exerciren, nicht zum Kämpfen. Sie laſſen ihr Talent in Parademarſch aufmarſchiren und ſind ſchon zufrieden, wenn ihnen hohe Herrſchaften Beifall zuklatſchen und eine Anſtellung geben. Manche begnügen ſich ſogar mit einem kleinen Orden. Man iſt in Deutſchland mit dieſen ſehr freigebig, weil man weiß, daß nicht ſelten der reichſte Geiſt das Gelübde der Armuth ablegt, ſobald er Mitglied irgend eines Ordens wird.

In der That, die deutſchen Regierungen ſind die größten Geiſterbeſchwörer! Wenn ihnen ein Geiſt zu viel rumort, zeigen ſie ihm nur ein Kreuz und er flieht, oder verwandelt ſich in einen Hund, der Stöcke und Peitſchen auf's bereitwilligſte apportirt. Wie viel Hunde gibt es in Deutſchland, die früher Geiſter waren und wie viel Geiſter gibt es noch, die vielleicht eben auf dem Wege ſind, Hunde zu werden!

Wer nun an ſolche Geiſtergeſchichten und Hundekomödien denkt, dem wird es ganz katzenjämmerlich zu Muthe. Das Denken iſt überhaupt ein Unglück, und es iſt noch ein wahres Glück, daß die wenigſten Menſchen an dieſem Unglück leiden.

Ich gehöre aber leider zu den Unglücklichen. Ich ſtolpere über meine eigenen Gedanken. Geh' ich vor einer

Weide vorbei, wo ſelbſtzufriedenes Rindvieh ſorgenlos ſeine Nahrung findet, ſo denk' ich: Wie viel Mühe muß ſich in Deutſchland ein geiſtreicher Menſch geben, bis er ſich gleichen Glückes erfreut! Seh ich ein junges Brautpaar zur Trauung fahren, ſo denk' ich: ach, es iſt doch traurig, daß noch immer die Menſchenopfer nicht abgeſchafft ſind, und ſeh' ich ein Goldſtück, ſo kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß um dieſer Münze willen vielleicht ſchon manche Unſchuld gemordet, mancher ehrliche Name gebrandmarkt worden und daß ſie vielleicht einſt noch die Urſache verborgenen Elends oder öffentlicher Schmach wird. Zieh' ich ein Paar Glaceehandſchuhe an, ſo betrübt mich der Gedanke, daß wegen dieſes Luxusartikels einer armen Ziege das Fell über die Ohren gezogen worden, und werf' ich ein Stück Zucker in den Kaffe, ſo muß ich wider Willen an den Sklaven denken, der unter grauſamen Peitſchenhieben das ſüße Rohr gepflanzt und geſchnitten. Ich kann gar keine Gans ſehen, ohne von dem Gedanken gepeinigt zu werden, daß dies arme Thier einſt die unſchuldigſte Urſache vieler unendlicher Novellen, Novelletten, Sonetten und Schneider-Rechnungen ſein wird. Was denk' ich nicht ſchon, wenn mir nur der tauſendſte Theil einer Gans, nämlich ein einziger Federkiel, zu Geſicht kommt! Ein ganzes Ma-

gazin von deutſchem Jammer ſchwebt dann vor meiner Phantaſie: deutſche Federfuchſerei, deutſche Federkriege, deutſches Federvieh, deutſche Vielſchreiberei und deutſche Cenſur. Wahrlich, das Denken iſt ein großes Unglück!

Der größte deutſche Philoſoph ſagt einmal, daß der Menſch von allen fünf Sinnen den des Geruchs am leichteſten entbehren könnte, weil es auf der Welt viel mehr üble Gerüche als Wohlgerüche gibt. Ich glaube, daß der Menſch noch viel leichter das Denken entbehren könnte, da man auf dieſer Erde an viel mehr unangenehme als angenehme Dinge zu denken hat. So lange der Menſch nur von dem Baume des Lebens genießt, kann er glücklich im Paradieſe weilen; ſobald er aber in den ſauern Apfel der Erkenntniß beißt, entdeckt er nur ſeine eigene Blöße und wird von einem flammenden Schwerte hinausgetrieben in die böſe Welt, wo er an jeder Roſe nur die Dornen und in jeder Wolke nur den verheerenden Blitz wahrnimmt.

Nur die Dummheit kann das Leben erträglich finden; denn an der dicken Rhinozeroshaut der Dummheit prallen die giftigen Pfeile des Mißgeſchicks wirkungslos ab. Was der Verſtand des Verſtändigen nicht ſieht, das übet in Einfalt ein dummes Gemüth. Der größte Denker kämpft vergebens, um eine Dummheit zu beſiegen; wäh-

rend die Dummheit ſich der hohen Weisheit nur in den Weg zu legen braucht, damit dieſe darüber ſtolpere und das Genick breche. Wahrlich, wenn ich nicht ein Menſch wäre, möcht' ich ein Eſel ſein.

III.

— — In Deutſchland gibt es ſehr viele Hochſchulen. Eine Hochſchule iſt nichts Anderes, als eine wiſſenſchaftliche Garküche, wo die Weisheit mit Löffeln gefreſſen wird. Da es aber in Deutſchland zu viel gelehrte Köche gibt, ſo verderben ſie meiſtens den Brei und die Jugend genießt dort nicht, um fett zu werden, ſondern um ſich den Magen zu verderben. Kein Land hat ſo viel Gelehrte aufzuweiſen, als Deutſchland. Von jeher waren es deutſche Zähne, welche die harten Nüſſe der Wiſſenſchaft aufgeknackt. Aber Deutſchland hat von dieſen Nüſſen nur die zerbrochenen Schalen bekommen, während andere Völker ſich des ſüßen Kernes erfreuten. Ein deutſcher Gelehrter weiß alles. Er weiß, wie viel Steinkohlen jährlich zur Unterhaltung des Fegefeuers gebraucht werden und wie viel Seelen das Paradies bewohnen.

Er kennt die Statiſtik des Himmels und der Hölle und kann ſagen, in welcher Tonart die Harmonie der Sphären komponirt iſt. Er ſieht die Bäume ſchießen und hört das Gräschen wachſen; was ihn aber am unmittelbarſten berührt, ſieht und hört er niemals. Er weiß nie, wie der Puls ſeines Volkes geht. Das Auge des deutſchen Gelehrten leidet an Weitſichtigkeit; es ſieht nur das Fernliegende. Die deutſche Gelehrſamkeit hat keine beredte Zunge; ſie hat nur fünf nimmermüde Schreibfinger; drum beſchäftigt ſie auch weniger den Geiſt des Volkes, als die Pferde in den Papiermühlen. Der deutſche Gelehrte legt ſich ſelten an das Herz der Wiſſenſchaft; er begnügt ſich damit, ihr die theoretiſche Schleppe nachzutragen. Er iſt ihr Bedienter, aber nicht ihr Geliebter. Nur mit der Kammerfrau der hohen Wiſſenſchaft, mit Matrone Gelehrſamkeit, ſteht er in einem genauen Verhältniß, und was dieſe ihm vorplaudert, iſt ihm ein Orakel. Der deutſche Gelehrte hat einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen Alles, was die Gegenwart fordert und erheiſcht. Alle Tagesfragen ſind ihm zu gemein, um ſie einer Antwort würdig zu halten. Es iſt wahr, man hat ſich ſehr gegen Schmutz und Unrath zu wehren, wenn man die Gebrechen der Zeit aufdeckt; aber die deutſchen Gelehrten, die doch ſo viel wiſſen, ſollten be-

denken, daß der größte Heros des Alterthums, daß Herkules es nicht verschmähete, einen Stall zu reinigen, den unzähliges Rindvieh seit mehr als einem Menschenalter besudelt. Ist aber der Ruhm des Alciden nicht eben durch diese Heldenthat noch höher gestiegen? Selbst im Olymp, wo doch gewiß die höchste Reinlichkeit herrscht, hat es kein Ganz- oder Halbgott unter der Würde gehalten, mit ihm zu verkehren und die ewige Jugend hat ihm sogar die Hand zum ewigen Bunde gereicht. —

Weil ich gerade bei der ewigen Jugend bin, will ich auch von der deutschen sprechen. Die deutsche Jugend hat von jeher immer so lange im engen dumpfen Schulzimmer gesessen, bis sie in die Schule des Lebens eingetreten. In dieser Schule des Lebens konnte die arme deutsche Jugend sehr wenig lernen, weil sie so sehr viel zu vergessen hatte. Es ist kaum glaublich, wie viel man in deutschen Schulen lernen muß! Biblische Geschichte, Naturgeschichte, Weltgeschichte und sonstige Geschichten. Die unangenehmste Geschichte ist aber unstreitig die Weltgeschichte, weil diese noch immer in der Arbeit ist und von Tage zu Tag zunimmt. Die biblische Geschichte fängt zwar mit der Schöpfung an; aber sie hört doch wenigstens auf und die Naturgeschichte beschäftigt sich zwar mit vielen Bestien; aber es kommen doch

keine neue hinzu. Die Weltgeſchichte aber nimmt gar kein Ende und kaum iſt man mit einem alten Herrſcher fertig, kommt wieder ein funkelnagelneuer und die Geſchichte geht wieder von vorn an. Was wird erſt die unglückliche Jugend nach zweitauſend Jahren von der Weltgeſchichte zu leiden haben!

Außer dieſen Geſchichten iſt noch die Grammatik eine Höllenpein für die Jugend. Die Grammatik iſt die Knochenlehre der Sprache und die arme Jugend muß ſo viel Knochen hinunterſchlucken, daß ſie ſchier daran erwürgt. Wie im Leben ſind auch in der Grammatik die Regeln nicht ſo ſchwer; allein die verfluchten Ausnahmen ſind es, die uns ſo häufig in Verlegenheit bringen.

Aber trotz dem, daß es in Deutſchland ſo viel Schulen, ſo viele Lehrer und Lehren der deutſchen Sprache gibt, findet man ſelten einen Deutſchen, der ſeine Mutterſprache richtig ſpricht; denn da in Deutſchland nur Gedankenfreiheit, aber keine Redefreiheit erlaubt iſt: d. h., da man in Deutſchland wohl mit freiſinnigen Ideen ſchwanger gehn kann, aber kein freies lebendiges Wort gebären darf: ſo wird eigentlich die deutſche Jugend nur mit den Regeln der Sprache geplagt, nicht um einſt fehlerlos ſprechen, ſondern um einſt grammatikaliſch ſchweigen zu können.

Früher konnte man sich in Deutschland wenigstens in gebundener Rede frei äußern, man brauchte die Wahrheit nur in Verse zu bringen, um ihr öffentliche Sicherheit zu verschaffen. Jetzt wird aber die arme Wahrheit gleich als Vagabundin eingesperrt, sie mag sich im poetischen oder prosaischen Gewande öffentlich zeigen.

Es ist überhaupt ein schlimmes Ding um die Wahrheit; wo man sie beständig sehen sollte, sieht man sie gar nicht und da sie von den Mächtigen und Gewaltigen verstoßen wird, so ist sie höchstens nur da zu finden, wo Armuth und Edelsinn tragische Rollen spielen. Während die nackte Wahrheit gefesselt und gezüchtigt wird, sitzt die geschminkte Lüge auf reichen Polstern und empfangt die Huldigungen derjenigen, welche ihr allen Reichthum und Glanz verdanken.

Ein deutsches Sprichwort sagt, daß man mit der Wahrheit am besten fortkomme. Das ist sehr wahr; denn man sehe nur, wie Diejenigen von Land zu Land gejagt werden, welche nur einmal den Muth hatten, der Wahrheit eine Bahn zu brechen.

Viele Regierungen behaupten auch, die Wahrheit sei im Fortschritt begriffen; das ist auch wirklich der Fall; ja, damit die Wahrheit zum Fortschritt sogar gezwungen werde, wird sie von humanen Gensdarmen

gehezt, bis sie da angelangt ist, wo Deutschland aufhört und die Freiheit anfängt.

Um aber wieder auf den bewußten Hammel, nämlich auf die deutsche Jugend, zurückzukommen, so wird seit der neuesten Zeit viel für deren körperliche Entwickelung gethan. Ueberall erheben sich große Turnanstalten. Ganz Deutschland verwandelt sich in ein gymnastisirendes Sparta und kann man wohl zweifeln, daß Deutschland durch dieses Turnwesen zum Gipfel höchster Glückseligkeit gelangen wird? Das junge Deutschland lernt durch das Turnen alles, was ein Volk beglücken kann. Es lernt, wie man in kurzer Zeit einen hohen Standpunkt erreichen und wie man, selbst ohne Geist, zu den höchsten Stellen gelangen kann. Und sollten sich von der deutschen Jugend einige der Diplomatie widmen — so ist es doch gewiß von großem Vortheil, wenn sie sich jezt schon gewöhnen, geschickte Purzelbäume zu schlagen, oder wie die gewandteste Katze zu klettern. Daß die deutsche Schuljugend es durch das Turnen weiter bringt, als ihre Lehrer, ist klar; denn diese können durchaus keine großen Sprünge machen. Ein deutscher Schullehrer hat gerade so viel Besoldung als eine Hungerkur erfordert. Ein deutscher Schullehrer würde einen ganz trefflichen Kriegeshelden abgeben, da sein Leben ein beständiger Kampf ist. Während des

Unterrichte ſchlagt er die Jugend durch und wenn der Unterricht zu Ende, muß er ſich ſelbſt durchſchlagen. Die deutſchen Regierungen denken in Bezug auf die deutſchen Schullehrer wahrſcheinlich immer an den lateiniſchen Spruch: „natura paucis contenta.“ Zu deutſch heißt dies: Die ganze Natur iſt auf Pauken geſpannt.

Der Prediger.

Habel habalim amar kohelcth, habel habalim hackol hebel

Das erſte Kapitel.

1) Liebe Gott und die Menſchen und fürchte den Teufel und die Jeſuiten.

2) Mein Sohn, wenn es feucht iſt, trage wollene Socken und wo eine üble Luft weht, halte die Naſe zu.

3) Beſſer ein Spatz in der Hand, als ein Spatz auf dem Dach, und ſchöner iſt's, in Neapel zu leben, als in Berlin zu ſterben.

4) Ein Narr macht viel Narren; aber ein wahrer Menſch muß lang ſuchen, bis er einen zweiten findet.

5) Alle Waſſer laufen in's Meer und alle Bücher kommen auf die Leipziger Meſſe.

6) Schöner ſteht die Schellenkappe auf dem Haupte eines Weiſen, als die Königskrone auf dem Haupte eines Narren.

7) Es gibt nichts Neues in den deutſchen Zeitungen.

8) Viele glauben weise zu ſein, weil ſie ernſte Geſichter ſchneiden; aber nicht alle ſind Köche, die lange Meſſer tragen.

9) Schönheit vergeht, aber die Tugend ſteht ſich ſehr ſchlecht.

10) Ich habe das weibliche Geſchlecht kennen gelernt; aber es iſt ganz eitel.

11) Der wahre Glaube macht ſelig; aber der Aberglaube — — —

12) Man darf leider nicht alles ſagen, was man gern ſagen möchte.

13) Ehe der Morgen anbricht, iſt die Finſterniß am ſtärkſten und die beſten Schwerter der Freiheit werden gewöhnlich aus den ſchwerſten Ketten der Sklaverei geſchmiedet.

Das zweite Kapitel.

1) Ich Prediger war Schriftſteller in Deutſchland.

2) Ich hörte Sänger und Sängerinnen, und ſah Tänzer und Tänzerinnen.

3) Ich ſah Trauerſpiele von der Frau Birch-Pfeiffer und Luſtſpiele von Angely und Töpfer; aber ſieh, es war eitel.

4) Ich fing an Recenſionen zu ſchreiben und glaubte dadurch berühmt zu werden; aber das war auch eitel.

5) Denn wo man viel ſpricht, wird wenig gehandelt und wo viele Schriftſteller leben, wird viel Tinte vergoſſen.

6) Ich ſah reiche Schurken feine Havanna-Cigarren rauchen und edle Menſchen Hunger leiden.

7) Da dachte ich in meinem Herzen: Je mehr Spitzbüberei, deſto mehr Glück und je mehr Tugend, deſto mehr Jammer.

8) Mein Sohn, hüte dich vor Heuchlern und meide diejenigen, so Gottesfurcht predigen, aber Zwietracht stiften unter Familien.

9) Die Raben sind schwarze Vögel und die Eulen gehen in der Finsterniß auf Raub aus.

10) Schöner ist's, gute Bücher lesen, als schlechte schreiben; aber wenig Literaten wollen dies beherzigen.

11) Unter tausend Witzen hab' ich einen guten gefunden; aber unter tausend Komödianten hab' ich keinen bescheidenen gefunden.

12) Mein Sohn, sprich nicht unbedachtsam von den Regierungen; denn die Polizei ist überall und ein Gefängniß hat dicke Mauern.

13) Wo viel Angestellte sitzen, da sei verschwenderisch mit deinem Schweigen, damit es dir wohlergehe in unserem lieben Deutschland.

Das dritte Kapitel.

1) Ich, der Prediger, habe einen gewaltigen König gekannt.

2) Der war begabt mit Glanz und Herrlichkeit und machte Verse in Jamben und Trochäen.

3) Und wenn er sang, da tanzten die Bestien und die Bäume und die Pflastersteine vor Schrecken.

4) Und dem lieben Gott und den Göttern bauete er Tempel und Paläste.

5) Und da in seinem Land kein Ruhm zu finden war, so bauete er ihm zu Ehren einen stattlichen Bau.

6) Und er verstand die Sprache der Thiere und der Wälder und des schwarzen Gevögels in seinem Lande.

7) Und ließ aufführen große Bildsäulen von Erze und auch von Steine; aber sieh, das Alles war auch eitel.

8) Mein Sohn, thue Gutes und meide die Politik.

9) Was ein Häkchen werden soll, krümmt sich schon früh und was ein Hofling werden soll, krümmt sich noch früher.

10) Thue Recht und scheue die Polizei. Halte das Maul und bezahle deine Steuern.

11) Nahrungssorgen und ein böses Gemüth gönnen dem Menschen keinen Schlaf; aber ein gutes Gewissen und deutsche Taschenbücher wiegen ihn in sanften Schlummer ein.

12) Kinder und Narren pflegen die Wahrheit zu sagen; Diplomaten aber sind erwachsene, kluge Leute.

Das vierte Kapitel.

1) Viele Köche verderben den Brei, und wo zu viel regiert wird, geht es gewöhnlich am zügellosesten zu.

2) Die Erde hat ihre Grenzen und dem Meere ist ein Ziel gesetzt; aber die Tyrannei kennt weder Ziel noch Maß.

3) Trinke nicht zu viel Champagner und trachte nicht zu sehr den Krammetsvögeln nach.

4) Denn die Zukunft ist in Dunkel gehüllt und es gibt Leute, die dreißig Prozente nehmen.

5) Besser ein Gott und ein Rock, als sechs Röcke und ein Dutzend Gläubiger.

6) Ein Quentchen Glück ist besser als ein Pfund Verstand; denn was hilft dem Menschen seine Weisheit, wenn er keine Anstellung kriegt?

7) Mein Sohn, verbirg dein Inneres und habe Acht auf dein Aeußeres.

8) Denn die Menſchen ſehen früher die feine Weſte, als das feine Gefuhl und achten mehr ein reines Hemd, als ein reines Herz.

9) Wenn du unter niedern Thoren wandelſt, ſo bücke dich, auf daß du dir den Kopf nicht einrenneſt.

10) Schöne Verſprechungen helfen keinem Volke aus der Noth und es klingt übel, wenn man dem Hungrigen wünſchet, wohl geſpeiſt zu haben.

11) Laſſe deinen Nebenmenſchen keine Sklavendienſte verrichten; denn der Menſch iſt Freitag geboren.

Das fünfte Kapitel.

1) Mein Sohn, wenn du unter Wölfen biſt, ſo heule mit und ſei nie ſo thöricht, gegen den Strom zu ſchwimmen.

2) Wenn du klug biſt, ſo drehe dich mit jedem Winde, und bedenke, daß die Wetterhähne am höchſten geſtellt ſind.

3) Viele Tyrannen ſchmeicheln dem Volke, um es deſto leichter unterdrücken zu können und im Alterthume hat man die Ochſen erſt bekränzt, ehe man ſie zum Opfer brachte.

4) Wenn die Milch ſauer wird, ſo wird ſie dick und wenn die Dummheit ſich ärgert, wird ſie breit.

5) Auf dem Wege der Tugend wandeln, iſt göttlich, und gottlos iſt's, den Weg des Laſters einzuſchlagen; wer aber unentſchloſſen am Scheidewege ſtehn bleibt, iſt ärger als gottlos, iſt einfältig.

6) Es gibt kein größeres Laſter, als die Schwäche; denn ſie hat nie den Muth, tugendhaft zu ſein.

7) Die Roſe und der Adler, die Schönheit und die Stärke ſtreben dem Lichte zu; aber die Fledermäuſe und der Schierling gedeihen nur in Nacht und Trümmerhaufen.

8) Mein Sohn, ehre das Genie; denn es iſt die Offenbarung Gottes im Menſchen.

9) Miſerabele Wichte ſind es, die um die Blöße ihrer Talentloſigkeit den fadenſcheinigen Mantel der ſogenannten Geſinnung hängen und den Mangel an Geiſt durch eitle Tugendhaftigkeit zu erſetzen glauben.

10) Nicht die Sonne erzeugt die Schatten, ſondern die Körper, welche den Strahlen der Sonne im Wege ſtehn, und ſo hat die Dummheit immer die Schwächen großer Geiſter zu verantworten.

11) Die Eitelkeit verhält ſich zum Stolz, wie ſich der Hochmuth zum Muth verhält.

12) Der Stolz verachtet die Gefahr und der Muth weiß ihr zu begegnen; der Hochmuth glaubt aber der Gefahr zu trotzen, wenn er ſich dahin ſtellt, wo er von ihr nicht erreicht werden kann; und die Eitelkeit glaubt ſogar ſchon den Sieg errungen zu haben, ehe ſie den Kampf begonnen.

13) Es iſt nicht ſo ſchwer, die Weisheit predigen als der Weisheit folgen, aber am leichteſten iſt es, ſich gegen die Stimme der Weisheit das Ohr zu verſtopfen, um dann mit der Taubheit die Dummheit zu entſchuldigen.

14) Viele ſüße Früchte haben eine ſehr harte Schale und man kann auf Erden ſelten ſich eines Genuſſes erfreuen, wenn man nicht von der Natur mit guten Zähnen verſehen worden.

15) Beherzige dies, mein Sohn, und helfe dir ſelbſt, dann wird dir der liebe Gott auch helfen.

Das sechste Kapitel.

1) Besser ein lebendiger Hund als ein todter Löwe, und besser Hofrath Friedrich Wilhelm Riemer als Johann Wolfgang Göthe.

2) Der Name thut nichts zur Sache und ob [redacted] Stockfisch, Kabeljau oder Labordan heißt: es ist immer ein Unglück, wenn man gefressen wird.

3) Ich habe mein Herz hingegeben der Weisheit und bin eingedrungen in die Tiefen der Wissenschaft; doch von allen Bestien, so ich kennen gelernt, sind mir die Krämer am meisten zuwider.

4) Sie riechen nach ranzigem Oel und predigen Moral und weil sie mit Weingeist handeln, glauben sie jeden Geist begreifen zu können.

5) Sie liebäugeln mit jungen Sardellen und kokettiren mit Limburger Kase; sie schwelgen in Pomeranzenschalen und schwärmen für Korinthen.

6) Mein Sohn! die Heuchelei ſtirbt nicht aus auf dieſer böſen Welt und es wird immer Leute geben, die lange dunkle Kleider tragen.

7) Fürchte den Wolf, wenn er ſich dir in Wolfspelz zeigt; läßt er ſich aber im Schafspelz ſehen, ſo fürcht' ihn zweimal.

8) Der Hochmuth iſt ein teufliſch Laſter; aber der Hochmuth im Gewande der Demuth iſt zwiefach teufliſch.

9) Freue dich deiner Jugend; denn jede Stunde bringt dich dem Grabe näher.

10) Achte nicht auf die Leute, die öffentlich Mäßigkeit predigen, aber im geheimen oil de perdrix trinken und ſich in gemäſteten Kapaunen übernehmen.

11) Ich habe ſie kennen lernen, dieſe Leute. Sie haſſen die Wahrheit und lieben wattirte Redensarten. Sie tragen Gott auf den Lippen und den Teufel im Herzen.

12) Sie gehen geſenkten Hauptes einher und werfen verſtohlene Blicke auf ſchöne Mädchen und liebliche Frauen.

13) Mein Sohn! Wenn du Fiſche iſſeſt, nimm dich in Acht, daß du keine Gräte verſchluckſt; auch iſt es unangenehm, wenn einem etwas in die unrechte Kehle kommt.

14) Zweimal ſchweigen iſt beſſer, als einmal reden und dreimal eſſen iſt beſſer, als einmal hungern.

15) Der Mann hat zwei Ohren und das Weib nur einen Mund; wäre es umgekehrt, ſo gäbe es lauter taube Männer auf Erden.

16) Mein Sohn, hüte dich vor Erkältungen und Prozeſſen; denn die Aerzte und Advokaten haben den Sarg und den Bettelſtab erfunden.

17) Nur durch Schaden oder Ohrfeigen wird man klug; denn nichts geht über die praktiſche Erfahrung.

Das ſiebente Kapitel.

1) Alles hat ſeine Zeit unter der Sonne und Alles wechſelt mit der Mode; aber die Mode ſelbſt wird nie aus der Mode kommen.

2) Die Mode von heute verdrängt die Mode von geſtern, und was heute ein kosmopolitiſcher Nachtwächter iſt, kann morgen ſchon ein ſimpler politiſcher Hofrath werden.

3) Heute verlangt die Mode, daß man lange Röcke und liberale Geſinnungen anziehe und morgen will ſie, daß man Monumente baue und Straußiſche Walzer tanze.

4) Die Mode iſt das grauſamſte Weſen; denn ſie hat die Vatermörder erfunden.

5) Der Prediger in der Wüſte hat ein undankbares Geſchäft; und derjenige muß ein großer Tambourmajor ſeyn, der ein [illegible] des Trommelfell zu rühren weiß.

6) Das Glück gleicht einem gefallsüchtigen Weibe. Wer es aufsucht, den flieht es; nur wer es zu verachten scheint, dem wirft es sich in die Arme.

7) Aber auch das Glück allein macht's noch nicht aus; man muß es auch benutzen können.

8) Manchen Leuten fällt ein Sack Geld vom Himmel; aber sie werden nicht reich dadurch, sondern kriegen nur einen wunden Kopf.

9) Im Schweiße seines Angesichts das Brod essen, ist ein harter Fluch; aber im Schweiße seines Angesichts arbeiten und doch hungern müssen, ist ein hundertfacher Fluch.

10) Nur in den Hütten der Armuth wohnt das Mitleid und Reichthum ist aller Laster Anfang.

11) Nicht daß man eine Gabe spendet, sondern daß man sie freundlich spendet, zeigt von wahrer Wohlthätigkeit; aber der Reichthum wirft von seinem Ueberfluß der flehenden Dürftigkeit die kärgliche Spende vor die Füße. Er gibt gewöhnlich nur, um den Armen los zu werden, nicht um ihn zu trösten.

12) Nur die Natur ist wahrhaft wohlthätig. Wo sie am reichsten, gibt sie am freundlichsten und selbst, wo es ihr fast an Allem mangelt, gibt sie doch noch immer genug, um dem Menschen das Leben zu erhalten.

13) Die eigentliche Wohlthätigkeit besteht darin,

daß man ſich ſelbſt wohlthue, indem man Andern wohlthut.

13) Mein Sohn! Das Leben iſt eine Schule; das Schickſal iſt der Lehrer und die Menſchen ſind die Schüler. Nur Wenige lernen etwas Vernünftiges, und die Meiſten beſtehen ſehr ſchlecht, wenn ſie von ihrem Lehrer nur etwas hart geprüft werden.

14) Nur der Haß, aber nicht die Liebe, läßt ſich verbergen, weil jener nicht ſo ſtark wie dieſe, um den Menſchen ganz zu beherrſchen.

15) Herrlich iſt's, lieben und Liebe finden; traurig iſt's, lieben und nicht geliebt werden; furchtbar aber iſt's: geliebt ſein und doch nicht lieben können.

Das achte Kapitel.

1) Mein Sohn, gehe ſtets deinen eigenen Weg und laß dich nicht irre machen von blöden Thoren, die Jedermann meiſtern wollen.

2) Selbſt der liebe Gott konnte es nicht Allen recht machen und es gibt immer noch ſehr viele Leute, die es ihm nicht verzeihen können, daß er die Sonne geſchaffen.

3) Wenn Alles auf den Köpfen ſteht, ſo ſtehe du auf deinen eigenen Füßen und bedenke, daß es nicht an der Mangelhaftigkeit der Wahrheit liegt, wenn dieſe nicht ſo viele Freunde und Anhänger findet, wie der Irrthum.

4) Genieße des goldenen Lichtes und der roſigen Freude; denn Gott will nicht, daß der Menſch ein Mucker ſei.

5) Die Erde iſt kein Jammerthal, ſondern das Wuppertal, wo man die Krämerhände und den ſchmuzigen Twiſt ſo gern in Unſchuld wäſcht.

6) Der Menſch kann gottesfürchtig und lebensluſtig zugleich ſein und nur ein Schelm und Heimducker kann es für Sünde halten, wenn man Wein, Weib und Geſang liebt.

7) Der Himmel wölbt ſich über Alle; diejenigen aber, die ihn am meiſten im Munde führen, ſind am wenigſten werth, unter ihm zu wandeln.

8) Unſere Klugheit hilft uns am Ende doch nichts und es iſt immer nur ein Zufall, wenn wir nicht hintergangen werden.

9) Gehe an keinen Spieltiſch, mein lieber Sohn; denn weder Herr Chaber noch Herr Benazet zahlen die theuere Pacht, um dich zu bereichern.

10) Trinke, doch ſaufe nicht! denn der Wahn iſt kurz und der Katzenjammer iſt lang.

11) Sondere die Spreu von dem Waizen und lerne die Tauben von den Raben unterſcheiden.

12) Nimm kein deutſches Blatt vor's Maul und ſpreche niemals wie dir der Schnabel gewachſen.

13) Meide jegliche böſe Geſellſchaft und gehe jedem Philiſter aus dem Wege.

14) Philiſter und Hunde ſind zwar Thiere, die mehr bellen, als beißen; aber wenn ſie toll werden, können ſie viel Unheil anrichten.

13) Die Hauptſumme aller Weisheit iſt: Fege vor deiner eigenen Thüre und laſſe deinen Nachbar ſelbſt ſehen, wie er ſich ſeinen Unrath wegſchafft.

Ende des Predigers.

Chriſtian und Laura,

oder:

Eine höchſt wunderbare und trauriße Geſchichte ohne Ende.

Allen

verehrten deutſchen Taſchenbüchern

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Chriſtian und Laura,

oder:

Eine höchſt wunderbare und traurige Geſchichte ohne Ende.

Er hieß Chriſtian und war zu Stolpe geboren; ſie hieß Laura und erblickte das Licht der Welt in Itzehoe. Chriſtian war ein deutſcher Jüngling mit blonden Haaren und blauen Augen, ſanft von Herzen, gut von Charakter und Ladendiener in einem Ellenwaarengeſchäfte. Laura war die Zierde von Itzehoe, ſchmächtigen Wuchſes, blaſſer Geſichtsfarbe, innig, fromm und ſinnig. Sie beſaß Eigenſchaften, welche ſelbſt die vorzüglichſten Frauen nur ſelten beſitzen. Sie las die Vorreden in den Büchern, wich im Schreiben nie von der geraden Linien ab (hätte

ſie es ſpäter auch im Leben gethan!) und hat nur einmal ein Postscriptum geſchrieben. Chriſtian war geduldig wie ein Lamm. Er ließ ſich von den Kunden die niedrigſten Gebote thun, wurde es nicht müde, zwanzig Mal in einer Minute die Leiter hinaufzuſteigen und ein Stück Baumwollenſchnur herab zu holen, begleitete noch obendrein die Käufer und Käuferinnen bis an die Thüre und lächelte immer. Kurz, Chriſtian war ein echt deutſches Naturel, das man um den Finger wickeln konnte, oder wie unſere deutſche Sprache ſich trefflich ausdrückt: Man konnte mit ihm machen, was man wollte. Chriſtian war im Ganzen ohne Neigung, d. h. ohne innere Neigung; denn äußerlich hatte er eine nach der rechten Seite und zwar wegen des linken Schulterblattes, das höher emporgeſtrebt war, als ſein Gefährte. Chriſtian nahm alſo in ſeinem Leben eine ſchiefe Stellung ein. Im allgemeinen ging ihm zwar der Sinn für Kunſt gänzlich ab; denn ein pommerſcher Ladendiener kann ihn nicht ſonderlich kultiviren. Aber doch liebte Chriſtian eine Kunſt mit allem ihm zu Gebote ſtehenden Feuer, nämlich die edle Tanzkunſt. Der erſte Tänzer, deſſen Kunſt er in ſeiner früheſten Jugend zu bewundern Gelegenheit hatte, war ein ruſſiſcher Bär, der wie andere ruſſiſche Unterthanen unermüdlich nach des Herrn Pfeife tanzte. Einige Jahre

ſpäter lernte er die braune Tochter des Tänzers kennen, die ihren Vater bei weitem übertraf und die Stolpe'ſche Jugend entzückte. Dieſe Liebe zur Tanzkunſt in Chriſtian war um ſo ſtärker, als er ſie wegen des oben angeführten Umſtandes nicht ſelber ausüben konnte. Schon das Wort „Tanz“ machte ſein Herz gewaltiger ſchlagen. Er las eifrig in den Büchern der Geſchichte von den berühmteſten Tänzern, hatte eine blinde Verehrung vor dem groſſen Tänzer Veſtris und — jetzt laßt uns zu Laura zurück.

Laura ſchwelgte im Reich der Töne. Sie ſelbſt war nicht muſikaliſch, aber ſie liebte die Muſik, wie viele Menſchen die Tugend lieben, ohne ſelbſt im geringſten tugendhaft zu ſein. Ihre Eltern ſchwelgten zwar auch im Reich der Töne, aber auf eine andere Weiſe. Ihr Vater nämlich, ein Barchentfabrikant, zankte den ganzen Morgen mit ſeiner Frau und dieſe den ganzen Nachmittag mit ihrem Manne. Unter dieſen ewigen Diſſonanzen ſaß die bleiche Laura an einem Clavier, das im ſiebenjährigen Kriege bereits ſeine ſchwachen Saiten hatte, und phantaſirte nach Herzensluſt. Sie las eifrig in den Büchern der Geſchichte von den berühmteſten Claviervirtuoſen, hatte eine blinde Verehrung vor dem Itzehoer

Organiſten und — jetzt wird die höchſt wunderbare und traurige Geſchichte bald beginnen.

Niemand entgeht der unbegreiflichen Macht des Schickſals, weder ein länderunterjochender Tyrann noch ein Ladendiener in Stolpe, weder ein liberaler Schriftſteller noch eine kunſtbegeiſterte Jungfrau in Itzehoe. Die großen Pillen, die uns vom eiſernen Schickſal gereicht werden, müſſen wir hinunterſchlucken oder daran erwürgen. Das unbegreifliche Fatum umſpinnt uns mit einem unſichtbaren Netz und wir können wohl darin zappeln, aber nicht daraus fliehen. Daß dies eine Wahrheit, wird der tiefdenkende Leſer bald einſehen. Chriſtian, der tanzkunſtbegeiſterte Chriſtian, las in den deutſchen Blättern von der göttlichen Fanny, von ihren Herzens- und Triumphzügen, von ihren Verehrern und Tugenden, von den Dichtern, welche die unſterblichen Leiſtungen Fanny's beſungen und von den Fürſten, welche ihre Kunſt durch perſiſche Shawls und indiſche Perlen belohnt, und man kann ſich leicht denken, wie zauberiſch dies auf ſeine Stolpe'ſche Phantaſie einwirkte. Er wünſchte, er hoffte ſie zu ſehen. Aber, ach! ſein Wunſch wurde getäuſcht; ſeine Hoffnung wurde vereitelt. Ueberall zeigte die Göttliche ihre Kunſt. In Berlin und München, in Paris

und London, in Moskau und Rom entzückte und begeisterte sie die Herzen Aller; nur nach Stolpe kam sie nicht. Das machte den armen Christian so schwermüthig, daß er oft eine halbe Elle zu viel, oft eine ganze Elle zu wenig maß, daß er geköperten Merino gab, wenn man ordinären Flanell forderte und das „Soll" mit dem „Haben" arg verwechselte.

Sein Prinzipal, ein bucklicher Philister, den die Welt einen geraden Mann nannte, weil er keinem armen Teufel etwas borgte, war ob der Schwermuth Christians höchlich erstaunt und betrübt und sein blatternarbiges Gesicht zog sich in bedenkliche Falten. Man fing sogar schon an in Stolpe zu murmeln, daß dem guten Christian der Verstand abhanden gekommen und schrieb es einer unglücklichen Liebschaft zu. Der gute Christian magerte aber indessen so sichtbar ab, daß bald von seinem Gesicht nichts mehr sichtbar war als eine spitze Nase und einige Backenknochen. Sein ganzes Dasein reduzirte sich auf ein Dutzend Rippen und zwei desperate Beine; das übrige an ihm war nicht mehr der Rede werth. Von gräßlicher Verzweiflung erfaßt, stand er schon einige Male im Begriff sich in die Fluthen der Stolpe zu stürzen, als es ihm plötzlich durch's Gehirn fuhr, daß

man mit langen Beinen überall fortkommen kann, und so entschloß er sich, da die Göttliche nicht nach Stolpe käme, sie außer Stolpe aufzusuchen.

Eines Abends nun, als der Stolper Himmel voll Sterne hing, schnürte Christian sein melancholisches Bündel, steckte sein gespartes Salair in die Tasche, verließ Stolpe und ging in die Welt. —

Laura, die klavierbegeisterte Laura, las in den deutschen Blättern von dem unsterblichen Liszt, der die Klaviersteufelei erfunden, von seinen langen Haaren und Fingern, von dem vielen Unheil und Erstaunen, das er in der Welt angerichtet, von Orden, Säbeln, Doktor- und Hofrathstiteln, die man ihm verehrt und von den Irrenanstalten, die durch seine Kunst bevölkert worden. Sie las von den Herzen, die sich ihm geopfert und von den Sonetten, die man ihm gewidmet. Da entbrannte die Jungfrau von Itzehoe, den großen Mann kennen zu lernen. Sie wünschte, sie hoffte ihn zu sehen. Aber, ach! ihr Wunsch wurde getäuscht; ihre Hoffnung wurde vereitelt. Ueberall ließ der unsterbliche Liszt sich hören und bewundern. In London und Potsdam, in Paris und Spandau, in Lüneburg und Hamburg, in Petersburg

und Frankfurt an der Oder entzückte er die langen Ohren des großen Publikums, — nur nach Itzehoe kam er nicht. Das machte die zartsinnige und sanftsinnige Laura so schwermüthig, daß sie den ärgsten Wirrwarr in der Wirthschaft anrichtete. Sie streute Salz in den Kaffee und warf Zucker in die Fleischbrühe. Sie kochte Strümpfe und Halstücher und legte die Kartoffeln und die Koteletts zu der schmutzigen Wäsche. Einmal war sie so sehr zerstreut, daß sie das Bett ankleiden und sich machen wollte und das andere Mal so vergessen, daß sie im Begriff stand, die Lampe auszuziehen und sich anzustecken.

Was ihr Vater, der Barchentfabrikant, und dessen Frau, ihre Mutter, zu dem Zustand der Tochter sagten, ist jedem tiefdenkenden Leser wohl leicht begreiflich. Der Vater schalt die Frau, daß sie der Tochter eine schlechte Erziehung gegeben und sie schalt den Mann und behauptete, die Tochter wäre schwermüthig geworden aus Verdruß über seine rohe Redensarten. Die Stadt Itzehoe murmelte schon ganz hörbar, daß Laura einen Sparren habe, aus Liebe zu einem Apothekergehulfen. Die arme Laura fiel aber unterdessen so sehr vom Fleisch, daß sie in kurzer Zeit aussah wie ein blondes Gerippe in einem

Kattunkleidchen. Sie hatte ſchon jenen Grad von Magerkeit erreicht, der bald zur gänzlichen Unſichtbarkeit führt. Ihr Schatten ſchämte ſich faſt ihr Begleiter zu ſein, ſo null und nichtig war ihre phyſiſche Exiſtenz geworden. Da beſchloß ſie endlich, da der unſterbliche Liſzt nicht nach Itzehoe käme, ihn aufzuſuchen in der weiten Welt.

So gewagt ein ſolcher Schritt meinen Leſern auch ſcheinen mag, für ein begeiſtertes Mädchen hatte er nichts Außerordentliches und, ſo verließ Laura eines Abends, als der Itzehoer Mondſchein im Kalender ſtand, das elterliche Haus, vergaß in ihrer Zerſtreuung aber nicht, ſich mit etwelchem Geld zu verſehen, welches auf dieſer Erde der beſte Freund in der Noth iſt, und hatte am nächſten Morgen die heimathlichen Fluren ſchon ziemlich weit im Rücken.

Chriſtian hatte indeſſen bereits ein gutes Stück Welt geſehen; aber, ach! ſein innigſter Wunſch war noch nicht erfüllt. Wohl ſah er die größten und ſchönſten Städte, wohl lernte er die größten Künſtler und Künſtlerinnen kennen; aber ſie, die „Göttliche," ſah er nicht. Er hörte Ole Bull, Thalberg, Ernſt, Bochſa, Bazzini,

die Schweſtern Milanollo; aber die Göttliche konnte er nicht finden. Ein höhniſches Geſchick ſchien mit dem armen Chriſtian von Stolpe ſein böſes Spiel zu treiben; denn wenn er auch noch ſo zuverſichtlich hoffte, er müſſe ſie in dieſer Stadt treffen, ſo ſpielte ihm eine unſichtbare Macht einen böſen Streich. Er verſäumte entweder die Eiſenbahn, oder verſchlief ſich, oder verſtauchte ſich den Fuß, oder bekam plötzlich die Grippe, kurz: er kam gewöhnlich immer an, nachdem die Göttliche ſo eben abgereiſt war. Damit war aber das höhniſche Geſchick noch nicht zufrieden. Faſt in jeder Stadt, in welcher der arme Chriſtian anlangte, klebten die großen Zettel und verkündeten ein großes Conzert des großen Liſzt. Chriſtian wußte in der That nicht, ob ihn eine unſichtbare Macht trieb, dem großen Liſzt ewig nachzureiſen, oder ob dieſer ihn verfolge. Wohin er kam, immer fand er Liſzt und wieder Liſzt und abermals Liſzt; aber die Göttliche, der er ſchon ſo lange nachreiste, entwich ihm immer.

Eines Abends ſaß der arme Chriſtian in einem Gaſthof abgeſondert von allen übrigen Gaſten, den bleichen Kopf auf die Hände geſtützt und nachdenkend über ſein unglückſeliges Loos, da öffnete ſich die Thüre und herein-

trat eine Dame, bleich wie der Berliner Mondschein und traurig wie die Geschichte der Gegenwart. Sie setzte sich dem armen Christian gegenüber und schluchzte. Anfangs bemerkte dieser sein vis-à-vis gar nicht; als er aber die traurige Gestalt der Dame sah, wurde er tiefgerührt. Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an und schon nach kurzer Zeit waren sie ziemlich vertraut; denn das Unglück knüpft die Bande der Freundschaft schnell und fest, während das Glück sie gewöhnlich schnell auflöst.

Christian frug die Dame nach der Ursache ihres Trübsinns und sie begann:

„Ich bin einem tückischen Loose zur Beute. Meine Verehrung für den unsterblichen Liszt ist so groß, meine Sehnsucht ihn zu sehen und zu bewundern, so mächtig, daß ich beschloß in die Welt zu gehen und ihn aufzusuchen. Sie können sich denken, welche Aufopferung ein solcher Schritt mich gekostet; aber dennoch that ich ihn, aus Begeisterung für den Mann, der seines Gleichen nicht mehr hat. Aber, ach! so lange ich schon reise, ich habe ihn noch nicht gefunden, ihn, der alles bezaubert, alles in Erstaunen setzt. Wohin ich auch kom-

ich komme immer zu ſpät. In München logirte ich in demſelben Zimmer, wo der große Liſzt noch eine Stunde zuvor logirte. Ich ſah noch mehrere Champagner-Stöpſel und Cigarrenſtümpfe auf der Erde liegen, (ich bewahre ſie jezt zum Andenken auf meinem Buſen) und höre, daß er gegenwärtig in Augsburg. Schnell ſez' ich mich auf den Dampfwagen; jezt muß ich ihn ſehen, denk ich; aber die Lokomotive kriegt einen Schaden, kommt, drei Stunden ſpäter an als gewöhnlich, und als ich im Gaſthofe nach dem unſterblichen Liſzt frage, höre ich mit Zerknirſchung, daß der Ritter vor einer Stunde nach Ulm abgereiſt, wo die guten Pfeifenköpfe und Spargel gemacht werden."

„Ich folge ihm auf der Stelle nach Ulm und als ich dort anlange, höre ich, daß der Ritter Liſzt vor kaum einer Stunde nach München zurückgekehrt. Ach, was ſoll ich Ihnen viel erzählen? mein Jammer iſt grenzenlos. Schon glaub' ich, daß ein muthwilliges Geſchick ſeinen Spott mit mir treibe, denn nicht allein, daß ich Den nicht finde, welchen zu ſehen mein armes Herz ſo ſehr ſchmachtet: ach, ich finde faſt überall, wohin ich komme, jene Tänzerin, welche man die „Göttliche" nennt. Was hilft aber Brod dem Durſtigen? Was hilft das Waſſer

dem Hungrigen? Statt Liſzt immer die Fanny Elſsler, o, es iſt gräßlich!"

Laura — der ſcharfſinnige Leſer wird wohl ſchon errathen haben, daß Laura es war, welche ſo eben geſprochen — Laura ſchwieg und vergoß Thränen bitterer Wehmuth. Wie es aber dem armen Chriſtian zu Muthe war, kann kein Pinſel malen. Er erzählte ihr ſein Schickſal mit Umſtänden und ſie konnte ſich von ihrem Erſtaunen nicht erholen. Nun beſchloſſen ſie (ein höchſt bedeutungsvoller Schritt!) zuſammen zu pilgern, da es nur auf dieſe Weiſe möglich wäre, ihre gegenſeitige Sehnſucht zu befriedigen. Am andern Morgen reiſten ſie ab. Sie erregten die Aufmerkſamkeit aller Leute; denn er ſah aus wie der perſonifizirte Schatten und ſie wie das Ideal der Dämmerung. Sie kürzten ſich die Reiſe durch Schilderungen ihres gegenſeitigen Vaterlandes. Er rühmte das ſchöne Pommern und deſſen geräucherte Gänſe, und ſie pries das Herzogthum Holſtein und den Itzehoer Pferdemarkt. —

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen kamen ſie, voll des Troſtes für die Zukunft, nach Frankfurt, welches am Main liegt. Als Chriſtian das Frankfurter

Journal ergriff, welches in Frankfurt erſcheint, las er folgende zerſchmetternde Worte:

„Boſton, den 15. Juli. So eben iſt die berühmte Fanny Elſler angelangt. Sie wird hier zwölf Mal tanzen und dann ſämmtliche vereinigte Staaten beſuchen.“

Hätte eine Ohnmacht es der Mühe werth gehalten, ſich mit Chriſtian zu befaſſen, ſie hätte ihn jetzt gewiß zu Boden geworfen. Der arme Jüngling reichte ſeiner Unglücksgefährtin das Blatt. Sie las und — beſchloß wieder allein zu reiſen und ihrem eigenen Schickſal ſich hinzugeben. Das Schickſal aber wollte es, daß dieſe Geſchichte kein Ende nehme; denn die arme Laura fand Liſt nicht; der arme Chriſtian fand die Göttliche nicht, und als dieſe wieder die weſtliche Hemiſphäre verlaſſen hatte und in Europa angelangt war, fingen wieder die alten Umſtände an. Laura traf immer die Tänzerin und nie den Klavierteufel; Chriſtian begegnete immer dem Klavierteufel und verfehlte ſtets die Tänzerin. So irrte die Jungfrau von Izeboe; ſo irrte der Jüngling von Stolpe raſtlos in der Welt umher, verfolgt von einem unbegreiflichen Geſchick, das ſeinen bittern Spott mit ihnen treibt. Seit einiger Zeit aber ſind beide ver-

ſchollen. Sollten ſie jedoch wieder auftauchen, ſo wird es der Autor dieſer Begebenheit ſeinen Leſern gewiß mittheilen; vor der Hand geht's aber dieſer Geſchichte wie der deutſchen Gutmüthigkeit, ſie hat, wie geſagt, kein

Ende.

Die große Revolution.

Der Buchstabe tödtet; aber der Geist
macht lebendig.

Die große Revolution.

Mehrere Jahrhunderte waren ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt verfloſſen. Die Weltgeſchichte ging ihren gehörigen Gang. Die Erde und die Menſchen drehten ſich um ſich ſelbſt; Regen und Sonnenſchein, Sommer und Winter, Krieg und Frieden wechſelten mit einander ab. Wer reich war, konnte vierſpännig fahren und Dummheiten begehen, ohne ſich zu ſchaden; der Arme ward gedrängt und gedruckt und mit dem Straßenkoth beſprützt, den die Pferde der Vornehmen mit den beflügelten Hufen aufwarfen. Reiche Mädel bekamen Männer und die armen blieben ſitzen. Hunde und Katzen lebten in alter Zwietracht, und Fürſten und Schmeichler ſah man immer zuſammen. Plötzlich brach eine gewaltige Revolution aus. Unter den Deutſchen? — Gott bewahre! Unter den Frauen? — Kein Gedanke! Es brach eine Revo-

lution aus unter hört und ſtaunet! — unter dem

A B C.

An einem Herbſttag nämlich, der Himmel war dicht umnebelt und die deutſche Natur ſah aus, wie die aſchgraue Möglichkeit, da erhob ſich in allen Offizinen ein ganz merkwürdiger Randal. Es rührte und regte ſich in ſämmtlichen Schriftkaſten unſeres Vaterlandes, ſo daß die Setzer ſchier in große Angſt geriethen, und plötzlich ſpringt das **A** hervor und ſchreit mit gewaltiger Stimme:

„Die Sache muß anders werden, oder der Teufel ſoll mich holen! Welches Recht hat das dumme **A**, den erſten Rang im **A B C** einzunehmen? Iſt es von Gottes Gnaden zu dieſer hohen Würde berufen? Das mögen die übrigen Buchſtaben in ihrer Einfalt glauben; ich, ein Grieche von Geburt, glaub' es nimmermehr!"

Kaum hatte das **A** geredet, als das **Z** wüthend aus dem Kaſten ſprang und zu ſchreien anfing:

„Wer hat wohl ein größeres Recht, über Undank zu klagen, als ich? Du, o **A**, biſt in unſerer Sprache am leichteſten zu entbehren; ja, man braucht dich eigentlich gar nicht und doch fängſt du den Spektakel an. Aber ich, das wichtige, unentbehrliche **Z**; ich der Anfang aller Zeiten und Zeitungen, alles Zarten und Zauberiſchen muß juſt den allerunterſten Rang im **A B C** ein-

nehmen. Ich ſchäme mich ordentlich vor den Schulbuben. Und warum bin ich der letzte? Eben weil ich unentbehrlich bin! Ohne mich könnte man keine Zeile ſchreiben oder leſen; ohne mich gäb' es keine luſtige Zeche; ohne mich gäb' es kein Zepter; ohne mich würde Herr von Rothſchild und Herr Moritz von Bethmann gar nicht exiſtiren, weil es ohne mich keine Zahlen und keine Zinſen gäbe. Daß ich der Mittelpunkt von jedem Münzfuß bin, will ich gar nicht erwähnen; aber daß ich den erſten Rang in jedem Zirkel behaupte, das muß ich noch ſagen. Und ſo belohnt man meine Dienſte! Aber der Teufel hole mich, wenn ich das noch länger dulde. Der Erſte will ich ſein und der Erſte muß ich werden."

„Viel Geſchrei und wenig Wolle!" rief das S, aus dem Kaſten ſpringend. „Ich bin's, mit dem man künftig den Anfang machen muß. Sein oder nicht Sein, hängt von mir ab. Die Sanftmuth und die Sühigkeit verdankt mir ihr Daſein. Ohne mich gäb' es weder Sammt noch Seide, weder Stiefel noch Sporen, weder Spiegel noch Spieltiſch. Ich bin es, dem die Sonne und die Sterne und alle Sachen ihren Anfang verdanken. Ich endlich bin die Wonne Deutſchlands, das Entzücken Germania's; denn ohne mich gäb' es ja kein — Sauerkraut und keine Schlafmützen."

„Elendes Philiſtergeſchwätz!“ ſchrie das K. „Ich brauchte nur ein Wort zu ſagen, um euch alle zum Schweigen zu bringen. Ich bin der Anfang zu jedem Reim. Küch und Keller, Kiſten und Kaſten, kurz: jegliche Koſtbarkeit verdankt mir ihren Anfang. Ohne mich gäb' es keine Kunſt und alſo keine Künſtler, keinen Kartoffelbrei und keine Klöße. Aber um euch gänzlich nieder zu donnern, ſei euch geſagt, daß ohne mich es keine Krone gäbe, daß ohne mich Kaiſer und Könige nicht exiſtiren würden, daß ohne – “

„Das Maul gehalten, langweiliges K!“ donnerte das G. „P. Z. U. V. W und wie ihr alle heißen möget, Canaillen ſeid ihr gegen mich. Kennt ihr das Wort: Geld? Und wie könnte das Geld ohne mich exiſtiren? Daß ich in der Tugend ſtecke, iſt mir ganz gleichgültig, noch gleichgültiger iſt es mir, daß jedes Vergnügen mich zweimal braucht; aber ſtolz darauf bin ich, daß ohne mich kein König ein Ende nähme und kein Kaiſer Gehorſam fände. Man ſuche mich in jeder Gegend und man wird mich finden und man wünſche eine günſtige Gelegenheit zum Gewinn und man wird mich immer zuerſt brauchen. “

„Du miſerables G!“ ſchrie das H. Du ſteckſt in jedem Unglück. Jeder Gelbſchnabel fängt mit dir an;

Gift und Galle verdanken dir ihren Anfang. Wenn du nicht wäreſt, gäb' es keine Gaudiebe, keine Galgenſchwengel und keine Gewaltthätigkeit. Ich aber bin das Faktotum der ganzen Welt. Himmel und Hölle entſtehen durch mich. Hunde und hohe Herrſchaften fangen mit mir an. Ich bin der Mittelpunkt der Ehe, der Beginn jedes gekrönten Hauptes und der Schluß von jedem Buch. Ich ſtecke zweimal im Chriſtenthum, und bin in jeder Thee-Geſellſchaft doppelt anzutreffen. Das Königreich Holland braucht mich immer zuerſt und Frankreich muß ſich doch am Ende immer meiner bedienen, ja, der Nothleidende, der mich nicht zuerſt ſucht, wird keine Hülfe finden und wo ich nicht bin, iſt keine Hoffnung vorhanden. Darum und von deſſentwegen will ich, meines hohen Berufes eingedenk, nicht länger den achten Platz im Alphabet einnehmen. Ich will und muß von nun an der erſte ſein!"

„Du willſt, du mußt von nun an der erſte ſein?" frug das L höhniſch. „Du? O wie iſt die Beſcheidenheit doch gewichen von dieſer Erde! Wie iſt doch jetzt nichts mehr unter dieſer Sonne zu finden als eitel Hochmuth und blöder Dunkel. Was bläheſt du dich auf, du buckliches H und rühmſt dich, eine ſo hohe Rolle zu ſpielen? Mich laß reden! Ein Wort iſt genug, um

dich und alle Prahlhänſe zu beſchämen; dieſes Wort heißt Liebe! Wenn ich nicht wäre, gäb' es keinen Verliebten und keine Geliebte, keinen geräucherten Lachs und keine Leberpaſteten. Licht, Luft und Leben verdanken mir ihren Anfang; ohne mich könnte London nicht beſtehen, ohne mich könnten Land und Leute nicht exiſtiren und ohne mich würden Kameele und Philiſter kein Daſein finden. In der Walhalla, wo der große Tilly, der Magdeburg abgebrannt, nur einmal ſteht, bin ich dreimal."

„Afrikaniſche Löwen und deutſche Lumpen verdanken mir ihren Anfang und wo ich nicht bin, gibt's keine Eſel und keine Völker, keine Flegel und keine Ladendiener, keine Literatur und keine Makulatur, keine Journale und keine Lügen. Darum und von deſſentwegen will ich, meiner hohen Wichtigkeit mir bewußt, nicht mehr eine ſolch untergeordnete Stellung einnehmen. Ich will und muß fortan der erſte ſein."

Kaum aber hatte das L ausgeſprochen, oder vielmehr ausgeſchrieen, als auch die anderen Buchſtaben zu rumoren anfingen. Jeder wollte der erſte ſein, ſogar das X. Jeder tiſchte ſeine Vorzüge und Talente auf und da dieſe von den Anderen nicht anerkannt wurden, ſo kam es zum Raufen und Balgen. Ein Buchſtabe hatte aber

bis jetzt an diesem Kampfe nicht Theil genommen und das war das A. Da verschaffte sich das D endlich Gehör und begann:

„Ich will jetzt meine Vorzüge nicht rühmen; aber daß ich das Ende vom Lied bin, unterliegt keinem Zweifel. Hört mich also, verehrte Mitbuchstaben! An unserem bisherigen gerechten Streite hat das A, welches uns leider allen voran geht, noch nicht Theil genommen. Laßt uns also das A fragen, welche Macht ihm das Privilegium gegeben, uns allen voran zu gehen? Das A soll uns Rede stehn!"

„Ja, ja, das A soll uns Rede stehn!" schrieen die Buchstaben wild durcheinander. „Das A soll reden!"

Das kluge A erhob sich langsam aus dem Kasten, wartete, bis sich der Lärm gelegt und begann:

„Meine hochzuverehrenden Mitlettern! Könnt ihr mir wohl einen vernünftigen Grund angeben, warum das Tüpfelchen just auf dem i und nicht auf dem b steht?" —

Das ganze Alphabet zerbrach sich den Kopf, um diese unerwartete Frage zu beantworten. Vergebens! Endlich sagte das i: „ich trage das Tüpfelchen, weil es so Gebrauch ist und weil ich es seit Jahrhunderten trage, deßwegen hab' ich auch ein Recht, es zu tragen."

„Ja, ja, das i hat das Recht dazu," schrieen die

Uebrigen. „Es trägt das Tüpfelchen ſchon ſeit Jahrhunderten; oder will das A vielleicht auch noch dem i den alten Schmuck nehmen?“

„Behüte mich der Herr vor ſolch räuberiſcher Geſinnung,“ ſprach das A mit ſanfter Stimme. „Ihr werdet mir zugeben, daß ich ſeit eben ſo langer Zeit im Alphabet den erſten Platz einnehme, als das i das Tüpfelchen trägt. Das i trägt das Tüpfelchen, weil es der Gebrauch ſo iſt, weil es daſſelbe ſeit Jahrhunderten trägt; und ich behaupte den erſten Platz unter euch ebenfalls, weil es der Gebrauch ſo will, ebenfalls, weil ich ihn ſeit Jahrhunderten behaupte. Und deßwegen hab' ich auch ein Recht dazu, ein hiſtoriſches Recht. Verſteht ihr mich, hochzuverehrende Mitlettern?“ — —

Eine ziemlich lange Pauſe folgte dieſen Worten. Endlich begann das N:

„O, ihr einfaltigen Lettern, wie beſchämt bin ich, daß ich euer Kamerad bin! Starke Mäuler habt ihr, aber einen ſchwachen Muth. Was hat euch das verſchmitzte A auf eure Frage geantwortet? Nichts, gar nichts! Was iſt ein hiſtoriſches Recht? Eine Floskel, durch welche man die Einfaltspinſel hinter's Licht führt. Wenn das hiſtoriſche Recht ein wirkliches Recht wäre, dann thäte man Unrecht, die Wanzen aus den Betten

und die Mäuſe aus den Löchern zu treiben; dann hätte Herkules eine unverzeihliche Sünde gegen den Druck begangen, als er den Stall des Augias geſäubert; ja, dann hätte das Unrecht ein gewaltiges Recht, gar kein Recht mehr aufkommen zu laſſen. Das A hat nur der dummen Vorliebe eines beſchränkten Schulmeiſters den hohen Rang zu verdanken, den es unter uns einnimmt; denn es hat weder mehr Talent, noch bringt es mehr Nutzen als wir. Und wenn ihr es noch länger an der Spitze duldet, ſo wird es einſt aus einem Selbſtlauter ein Selbſtherrſcher, ein furchtbarer Tyrann des ganzen Buchſtabengeſchlechts werden. Dixi! Punktum! Streuſand drüber!“

Als das revolutionäre A ſeine cenſurwidrige Rede geſchloſſen, brach der furchtbarſte Tumult aus, der noch je erlebt worden iſt. Nicht allein, daß die Buchſtaben das arrogante A gänzlich vertilgen wollten; jeder wollte jetzt der Herrſcher der Uebrigen werden, weil jeder durch ſeine Leiſtungen die Uebrigen zu übertreffen glaubte. Ja, Einige droheten ſogar, ſich auf immer aus dem Alphabet zurückzuziehen, wenn ihnen nicht fortan der erſte Rang zugeſichert würde.

„Wollt ihr nicht mich zum Erſten unter euch nehmen,“ ſchrie das F, „ſo ſag' ich mich gänzlich los von euch,

ſo mögen die Fürſten und die Freiherren ſehen, wie ſie künftig exiſtiren; ſo möge die deutſche Flotte ſehen, wie ſie zu Stande kommt; ſo mögen Freund und Feind ſehen, wo ſie bleiben; ſo möge jeder Funke zur Rake, jeder Flauerock zum Landrock, jeder Geiſtesflug zum Geiſtesflug werden! Dixi!"

„Wenn ich nicht der Erſte werde," rief das B, „ſo ſag' ich mich gänzlich los von euch; ſo mögen die Bäder und die Bälle und die Barbiergeſellen ſehen, wie ſie künftig exiſtiren; ſo mögen Braut und Bräutigam zuſehen, wie ſie fertig werden; ſo mögen die Ballettänzerinnen ſehen, was ſie anfangen; ſo mögen die Bierbrauereien und die Brabanter verſchwinden und München und Frankfurt ſich in Sack und Aſche hüllen; ſo möge jedes Blockhaus zum Lockhaus, ſo möge jeder Brauch zum Rauch, jede Bleiche zur Leiche und jeder Bengel zum Engel werden. Dixi!"

„Wenn man mich nicht zum Erſten macht," donnerte das X, „ſo ſag' ich mich gänzlich los von euch und die Ehemänner mögen künftig ſehen, woher ſie eine Xantippe kriegen! Dixi!"

Schon wollte das O zu reden beginnen, als ein gewaltiger Donner zu rollen anfing. Leuchtende Blitze

züchten durch die Luft und eine furchtbare Stimme ertönte und ſprach:

„Der Teufel hole die Freiherren und die Klausröcke, die Bierbrauereien und die Ballettänzerinnen, die Bälle und die Badergeſellen, die Bengel und die Tantippen! Ihr dummen, einfaltigen Buchſtaben! Was ſchwatzt und ſchreit ihr von einem erſten und einem zweiten Rang? Ihr habt gar keinen Rang; Lakaien ſeid ihr; Sklaven, Knechte ſeid ihr! Ich hab' euch gemacht; deßhalb ſolltet ihr auch mir gehorchen. Aber ihr gehorcht der Dummheit und der Tücke, der Gemeinheit und der Bosheit, und ich habe nicht übel Luſt, euch gänzlich zu zertrümmern und mir ſtatt eurer andere Diener zu ſchaffen, der nur mir gehorchen, damit die Welt glücklicher ſei, als ſie jetzt iſt!“

„Wer biſt du denn?“ fragten die Lettern, bebend vor der gewaltigen Stimme.

„So hört!“ rief die Stimme, ſo gewaltig, daß die ganze Erde erzitterte. „Ich bin der Geiſt! Nicht der deutſche Geiſt und nicht der franzöſiſche Geiſt, nicht der Judengeiſt und nicht der Chriſtengeiſt. Ich bin der Weltgeiſt, der Vater alles Geiſtigen. Wer mich kennt, der liebt mich, und wer mich liebt, der haßt Alles, was gemein, ſchlecht und nichtsnutzig iſt. Ich bin das Licht

und das Leben. Wer mir huldigt, iſt von wahrem Adel und ob er auch die Schellenkappe trägt; wer mich aber fürchtet und flieht, dem ſchickt die Weltgeſchichte einen ſchmählichen Steckbrief nach; und wenn auch die prächtigſte Krone ſeine Stirne geſchmückt, die Nachwelt drückt ihm dennoch das Schandmal auf ſeine Stirne. Dixi!"

Zerſtreute Gedanken.

Zerſtreute Gedanken.

Die Frauen haben zwei Hauptwaffen: — die Schönheit und die Zunge. Je mehr die erſte an Glanz verliert, deſto mehr gewinnt gewöhnlich die zweite an Schärfe.

In denjenigen Ländern, wo der Fürſt das Scepter in einen Prügel umwandelt, da verwandeln die Stockknechte den Prügel gewöhnlich in ein Scepter.

Da bei vielen Menſchen Geld und Verſtand daſſelbe iſt, ſo wundere man ſich nicht, daß ſo viele Menſchen mit jenem auch dieſen verlieren.

Ein Frauenherz und eine Feſtung ſind ſich auch darin ähnlich, daß man beide erſt kennen lernt, nachdem man ſie erobert.

Schöne und feine Hände regieren oft am ſtrengſten und nachdrücklichſten. Eliſabeth und Napoleon hatten ſehr ſchöne Hände und ſuchten dieſe durchaus nicht zu verbergen.

Es iſt ein wahrhaftes Unglück, mit einem allzuſcharfen Geiſt die menſchlichen Dinge zu durchſchauen. Im klarſten Waſſer entdecken wir durch Hülfe des Sonnenmikroſkops Millionen häßlicher, ſcheußlicher Geſchöpfe, und ſo entdeckt der ſcharfſinnige Menſchenkenner ſelbſt an der ſchönſten menſchlichen Seele unzählige Laſter und Gebrechen, die der gewöhnliche Menſch zu ſeinem Glücke nicht wahrnimmt.

Wenn Jemand auf dem Gipfel eines Berges ſteht, ſo werden ihm freilich die Menſchen im Thale ſehr klein erſcheinen, allein nicht minder klein wird er diesen vorkommen. Und ſo muß man ſich nicht wundern, daß große Männer, die eine bedeutende Höhe erreicht, von den Alltagsmenſchen, die ſich nicht zu erheben vermögen, als klein verſchrieen werden.

Der Deutſche gleicht auch darin dem Faullenzer, daß er ſich wie dieſer oft deßhalb wecken läßt, um dann mit deſto größerem Behagen wieder einſchlafen zu können.

Man wundere ſich nicht, daß große Menſchen große Schwächen beſitzen; der höchſte Baum wurzelt ja am tiefſten in der Erde.

In folgender Beziehung verfahren wir mit dem Menſchen wie die Polizei. Wir verſtehen nämlich ſehr ſelten unter Charakter die nach unerſchütterlichen Grundſätzen befolgte Handlungsweiſe, ſondern nur das Handwerk

das Gewerbe, das Beſitzthum, ſo daß eigentlich der groſste Gutsbeſitzer den trefflichſten Charakter beſitzt. —

Das Gold bleibt immer edel, wenn es auch noch ſo tief unter der Schlacke verborgen und die Schlacke bleibt immer gemein, wenn ſie auch noch ſo dick vom Golde bedeckt iſt.

Die Satyre gleicht dem Meſſer. Sie ſchmerzt weniger, wenn ſie ſcharf, als wenn ſie ſtumpf iſt.

Der Tod iſt ein kurzer Pfad, der von der Zeit zur Ewigkeit führt. Der Menſch ſoll ſich zu dieſem Pfade weder tollkühn drängen, noch ihm feighaft ausweichen.

Kleine Menſchen ſteigen oft noch höher als groſse; aber dieſe gleichen den Adlern, die ſich nur durch die Kraft ihrer eigenen Schwingen erheben, und jene den Drachen, die nur von dem Winde gehoben werden. Wah-

rend jene frei und ungezügelt ſchweben, hängen dieſe an einem dünnen Faden, den ein muthwilliger Knabe nach Willkühr regiert.

Die Liebe gleicht der Natur. Sie fühlt ſich nur reich, wenn ſie gibt und je mehr ſie gibt, deſto reicher wird ſie.

Im alten Hellas war es das Höchſte für einen Sterblichen, in den olympiſchen oder pythiſchen Spielen mit dem Oel- oder Lorberzweig beglückt zu werden. Damals durfte man aber kein Lump ſein, wenn man von dem ausgezeichneteſten Volk der Erde durch den Lorber ausgezeichnet werden wollte. Jetzt können ſich Hunderte den Lorber in Töpfen ziehen und zur Schau vor's Fenſter ſtellen. Es iſt faſt gar nicht mehr der Mühe werth, Ehrgeiz zu beſitzen; ja, es iſt ſo überaus leicht, Ruhm zu erlangen, daß man ſich bald ſchämen wird, berühmt zu werden. Freilich, gibt es heut zu Tage ſelten einen Ruhm, der ein Recht auf die Blätter der Weltgeſchichte hat; er verfliegt gewöhnlich mit

den Blattern der Tagespreſſe. Dieſe Blätter ſchlagen auch oft den Ruhm an den Meiſtbietenden los und der Meiſtbietende erkauft ihn nicht einmal um einen hohen Preis. Aber ſo iſt einmal unſer Jahrhundert. Ueberall keuchende Haſt, ſchnaufende Eile. Auch nach dem Tempel der Unſterblichkeit drängt man ſich und zwar ſo eifrig, daß man gegenſeitig ſich faſt die Rippen einſtößt. Aber kaum hat ein Dutzend ſein Ziel erreicht, ſo wird es von neuen Ankömmlingen wieder aus dem Tempel geworfen, bis auch die neuen wieder von den neueſten verdrängt werden und händeringend in's Meer der Vergeſſenheit ſtürzen. Am Ende wird der Ehrgeizige ſich ſchon begnügen, wenn er, bei der ungeheuern Maſſe von Unſterblichkeitskandidaten, nur einen Monat lang unſterblich bleibt.

Prüde Frauen gleichen dem Glas, das zu den ſprödeſten Dingen gehört und eben deßhalb am zerbrechlichſten iſt.

Die Menſchen gleichen den Büchern nicht blos darin, daß ſie die Cenſur paſſiren müſſen, und daß die geiſt-

reichſten am ſchnellſten gebunden werden, ſondern daß diejenigen am höchſten geſtellt ſind, die man am wenigſten braucht. Als Hauptſache bei dieſen wie bei jenen betrachtet man gewöhnlich den Titel und hält es ſelten der Mühe werth in beiden zu leſen, wenn ſie allzu ernſt. Ungebildete Leute lieben gewöhnlich bei Menſchen und Büchern mehr das Gold auf dem Rücken als im Herzen, ſo wie ſie überhaupt die Prachtexemplare den ſchlichten vorziehen; und ſehr viele reiche Leute ſind von Büchern und Menſchen umgeben, ohne dieſe wie jene zu verſtehen und zu begreifen.

Was die Luft für den Körper, das iſt die Freiheit für den Geiſt. Wer mag aber behaupten, daß je ein Menſch durch Ueberfluß an Luft geſtorben?

Es geht mit der Schmeichelei wie mit dem Konfekt. Wer zu viel von beiden genießt, wird am Ende krank; aber etwas davon bei einer beſondern Gelegenheit genoſſen ſchmeckt ſehr angenehm. Es gibt freilich ſehr geſunde Mägen, die nichts anders als ſolide Speiſen genießen wollen, und ſo gibt's auch ſehr geſunde Menſchen, die

nur Wahrheiten ſelbſt im Gewande des Tadels hören mögen; allein Damen, Künſtler und Fürſten naſchen gern.

Nur da, wo wahre Freiheit herrſcht, nur da, wo jede Individualität ſich naturgemäß zu entwickeln berechtigt iſt: da nur kann der Geiſt in allen Formen ſeine Flügel entfalten. Im Orient, wo man von jeher gewohnt war, nur die unterſten Kaſten, aber nicht die Wahrheit nackt zu ſehen; wo es unter den Menſchen nur Herrſcher oder Sklaven gab und wo man dem Kindlein in der Wiege ſchon ſeine Zukunft beſtimmen konnte: da wurde der menſchliche Geiſt dreſſirt und gezähmt und durfte ſich weder höher noch tiefer wagen, als es der bevorzugten Kaſte angenehm war. Es iſt wahr, der Orient iſt die Schule des Occidents; aber dieſer lernte in derſelben nur das A B C der Bildung und während er durch Selbſtunterricht und ungehemmte Geiſtesentwicklung die höchſte Stufe zu erreichen ſtrebt, iſt das Morgenland bei ſeinem Formelweſen ſtehen geblieben und es gibt heute in Aſien eben ſo wenig ein eigentliches Volksthum, als es vor dreitauſend Jahren gegeben.

Seit in Europa die Virtuoſen wild wachſen: ſeit jeder Finger eines Klavierhelden für einen Finger Gottes gehalten und mit dem Schuh einer Tänzerin Fetiſchdienſt getrieben wird: iſt das Feld des Ruhmes zur Gemeindetrift geworden, auf welcher viele Wiederkäuer behaglich weiden können.

Wer im Dunkeln ſich befindet, kann den im hellen Lichte Weilenden deutlich ſehen, aber nicht umgekehrt. So kann auch der Unglückliche den Glücklichen, dieſer aber niemals Jenen beurtheilen.

Die Deutſchen haben das Schießpulver, das Lumpenpapier und die Buchdruckerkunſt erfunden; aber nicht für ſich, ſondern für Andere. Der Deutſche gleicht dem Kameel. Alles, was in und an ihm iſt, bringt der Welt großen Nutzen; aber er ſelbſt iſt verdammt auf die Kniee zu ſtürzen, um ſich die ſchwerſten Laſten aufbürden zu laſſen. Der Deutſche iſt überaus gründlich, ſo gründlich, daß ihm der ewige Urgrund noch etwas zu ergründen gibt. Der deutſche Geiſt geht in die Tiefe; der Geiſt des Franzoſen, ſeines unruhigen Nachbars,

geht in die Breite. Der Deutsche gleicht einem Bohrer; der französische Geist gleicht einer Hobel. Wo der französische Geist eine holperichte Stelle findet, fährt er glättend darüber hin und kommt vorwärts. Der Deutsche aber dringt mit seinem spitzen Geist immer tiefer ein, bleibt aber immer auf derselben Stelle. Er bohrt so lange in das volle Faß der Wissenschaft, bis der Wein ausläuft. Dann kommen die andern Völker und trinken sich satt, während er selbst im trockenen Holze steckt. Ein Deutscher war es auch, der die Uhren erfunden. Der Deutsche selbst gleicht vollkommen einer Uhre. Wie diese, kundigt er allen Anderen den Fortschritt der Zeit an; er selbst aber weiß nie was an der Zeit ist. Andere Nationen stecken ihn in die Tasche und ziehen ihn auf, und wenn die Kette durch den langen Gebrauch ein wenig lose wird, gibt man sie den diplomatischen Uhrmachern zur Reparatur. Die diplomatischen Uhrmacher verstehen ihr Handwerk sehr gut, besonders aber, wie man die Ketten fest und dauerhaft macht.

Nicht sehr oft hat die Natur in ihren Geschöpfen das Schöne mit dem Nützlichen vereint. Das nützlichste Thier, das Kameel, gehört zu den häßlichsten Thieren

und der ſchöne Pfau iſt ein unnützer Vogel. Der Buntſpecht iſt ſchöner als die ſüßflötende Nachtigall und der grauſame Tiger iſt ſchöner als der nützliche Ochs. Die Natur will uns dadurch wahrſcheinlich die Lehre geben, daß man nicht Alles nach dem unmittelbaren Nutzen tariren ſoll, daß das Schöne, welches uns erfreut und entzückt, ſogar noch einen größeren Werth habe, als das Nützliche, welches uns nährt und kleidet. Nur ein Krämer wird alles auf der Käſewage abwägen und jedes Ding nach dem Vortheil ſchätzen, den es bringt.

Es iſt nicht immer unſere Schuld, daß das Glück uns verachtet; aber es iſt immer unſere Schuld, wenn wir das Unglück nicht verachten.

Ordinare Menſchen und Weine bedürfen der Etiquette, um mehr zu gelten als ſie werth ſind.

Der Deutſche zeichnet ſich durch ſeine unbegrenzte Gutmüthigkeit aus. Der deutſchen Gutmüthigkeit geht's wie der Weltgeſchichte; ſie nimmt mit jedem Tage zu

und es iſt wirklich erſtaunlich, daß ſie, die deutſche Gutmuthigkeit nämlich, nicht endlich im eigenen Fett erſtickt. Der Deutſche hat ein Sprichwort: „Geduldige Schafe geben viel in einen Stall.“ Und in der That, Deutſchland iſt ein ungeheurer Stall von vielen tauſend Quadratmeilen mit vielen Millionen geduldigen Schafen, in deren Wolle ſich Engländer, Franzoſen, Holländer und viele andere Völker warm zu kleiden wiſſen. Dem Deutſchen iſt die Geduld ſo ſehr zur zweiten Natur geworden, daß es ſein größtes Unglück iſt, wenn er ſich in einem unbegreiflichen Augenblick ſelbſt vergißt und etwas ungeduldig wird. Es geht ihm wie jenem Bettler mit der Mücke. Ein Bettler lag träge an der Schwelle eines Hauſes und ließ ſich lange von einer frechen Mücke um die Naſe tanzen, ohne ſie nur durch die mindeſte Bewegung abzuwehren. Endlich, endlich ward er überdrüßig, er patſchte zu und — ſchlug ſich die Naſe wund, während die Mücke mit heiler Haut auf einen Augenblick davon flog und bald wieder die Naſe beläſtigte. Wenn der Deutſche wirklich ein Mal losſchlägt, ſo verwundet er nur ſich ſelbſt; aber von dem, was ihn beläſtigt, kann er nie frei werden, weil er weder die rechte Zeit, noch das paſſende Ziel zu treffen weiß.

Deutſchland iſt das Herz Europa's. Es verhält ſich mit dieſem Herzen wie mit dem menſchlichen. Alle Glieder des Menſchen ſündigen meiſtens auf Koſten des Herzens, der Kopf, der Magen und die Gliedmaßen. Alle Länder Europa's ſündigen auf Koſten Deutſchlands. Wenn in England eine neue Maſchine erfunden wird, gehen deutſche Fabriken zu Grunde, und wenn in Frankreich eine Emeute ausbricht, werden gegen die Deutſchen harte Maßregeln ergriffen. —

Die Schönheit iſt das Prachtgewand des ſterblichen Menſchen, ſo wie die Tugend das des unſterblichen iſt.

Alles ſieht der Menſch, nur nicht die Scholle Erde, auf der er ſteht, und unter allen Räthſeln, die ihm das Leben aufgibt, iſt er ſelbſt das ſchwierigſte. Alles hat der menſchliche Geiſt ergründet und erforſcht, bis auf das menſchliche Herz, in deſſen Tiefe, wie in der des Ozeans, die Perle neben dem Ungeheuer ſchlummert. Wie oft hören wir den ſcheinbar erprobteſten Menſchenkenner ſterbend ausrufen, daß auch er ſich in ſeiner Kenntniß getäuſcht, ja, daß er ſich am meiſten getäuſcht,

weil er es am wenigſten geglaubt! Und dennoch! Welches tiefere, welches feſſelndere Studium gibt es für uns, als das des menſchlichen Herzens? Iſt und bleibt der Menſch nicht immer der Mittelpunkt, um welchen ſich alles dreht, was er ſieht, denkt und empfindet?

Die Frucht fällt nicht nur vom Baum, wenn ſie reif, ſondern auch wenn ſie vom Wurm zernagt iſt.

Fürſten können keine Freiheit geben; aber Völker können ſie nehmen

Der Verleumder weiß, daß die wenigſten Menſchen ſich dadurch höher zu ſtellen vermögen, indem ſie wirklich höhere Stufen erklimmen, daß vielmehr die meiſten Menſchen dadurch an Werth zu gewinnen glauben, wenn ihre Nebenmenſchen an Werth verlieren. Der Verleumder beginnt gewöhnlich mit einem Lob des zu Verleumdenden; er ſetzt ihm erſt den Kranz auf, bevor er ihn opfert.

Es gibt Leute, die besonders von der Ruhmsucht stark gequält sind. Sie hungern und dursten und leben in den ärgsten Nöthen, blos des Ruhmes wegen. Manche sind hierin glücklich und fallen so zu sagen die Tempelstufen der Unsterblichkeit hinauf. Manchem aber geht es leider mit dem Ruhm, wie es den Kindern mit dem Himmel geht. Diese glauben gewöhnlich, daß er in einiger Entfernung die Erde berührt. Sie laufen keuchend darauf zu, um ihn zu erhaschen und werden erst später gewahr, daß es nur eine optische Täuschung ist. Jemehr sich der Horizont jener Unglücklichen erweitert, desto ferner wird ihnen die Aussicht des gewünschten Zieles und so wird ihr Leben tausendfach von ihnen getödtet, damit sie nur nach dem Tode bei ihren Mitmenschen fortleben. Diese Mitmenschen aber sind sehr sonderbar. Nicht das Ordentliche zieht sie an, sondern das Außerordentliche. Sie glauben nicht einmal den Göttern, wenn diese nicht einige Taschenspielerkünste produziren. Sie wollen überrascht werden. Käme einst ein dunkelblauer Eiel zur Welt, er würde bei den Menschen mehr Bewunderung erregen, als Sonne, Mond und Sterne. Wie bald würden sich aber diese ruhmsüchtigen Menschen von der Nichtigkeit ihres Strebens überzeugen, wenn sie bedenken, daß es fast keine Bestie gibt, der

man nicht ſchon auf Erden göttliche Ehre erwieſen. Ochſen, Kühe und Kälber ſind ſchon als Gottheiten in prachtigen Tempeln verehrt worden.

Drei Gewalten kennen keinen Unterſchied des Standes: die Liebe, die Noth und der Tod.

So lange die Frauen in den ihnen angewieſenen Kreiſen beharren, erleuchten und erwärmen ſie ihre ganze Umgebung; ſobald ſie aber aus dieſem Kreiſe treten, können ſie höchſtens blenden und verzehren, aber kein friſches Leben ſchaffen. Eine Frau, die ihren Beruf erfüllt, wird immer gefallen; eine Frau, die immer gefallen will, wird ihren Beruf nie erfüllen. Die Herrſchaft einer Frau iſt immer eine rechtmäßige, wenn ſie durch ihr Herz den Kopf des Mannes lenkt; will ſie aber das Herz des Mannes durch ihren Kopf beherrſchen, ſo iſt dieß eine Despotie, welche zu gewaltigen Revolutionen führt.

Die Langeweile iſt der Schatten der Ewigkeit.

Die Freude hat ihre Thränen ſo gut wie der Schmerz; nur die Hartherzigkeit und die Verzweiflung haben keine.

Es liegt nicht an der Sonne, daß auf der Erde Nacht und Winter, ſondern an der Erde, die ſich von der Sonne abwendet und entfernt. Das Unglück kommt nie von Gott, ſondern von den Menſchen, die das Glück zerſtören. Wie leicht wäre es doch beſonders für diejenigen, welchen das Geſchick der Völker anvertraut, das Wohl derſelben zu fördern! Iſt es nicht viel leichter, mit milder Hand als mit ehrener Sohle zu regieren? Iſt es nicht ruhmvoller, Menſchen zu lenken als über Sklaven zu herrſchen? Und doch ſehen wir faſt täglich, daß Männer, deren Herz für Wahrheit und Gerechtigkeit ſchlägt, zu Märtyrern werden müſſen, weil die Wahrheit ſelten da gelitten wird, wo ſie am erſten gefunden werden ſollte und weil die Gerechtigkeit in unſeren Tagen wohl blind und mit dem Schwerte bewaffnet, aber leider ſehr oft ohne Wage iſt.

Ein Heller in eine leere Büchſe geworfen macht mehr Geräuſch, als ein Goldſtück in eine volle.

Ich ſaß vor einiger Zeit an der Wirthstafel in Wiesbaden. Mein vis à vis bildeten drei Männer von ſehr verſchiedenem Aeußern. Einer von ihnen, ein Engländer, war ſo dürr wie der Schatten einer Mumie und hieb ſo weltüberherrſchend in das Rindfleiſch, als hätte er den indiſchen Appetit erfunden. Er ſprach nur ſehr wenig; jedes Wort aber, das er ſprach, war ein Befehl, ein Befehl für den unglücklichen Kellner, der nicht genug Beine für den Sohn Albions haben konnte. An der linken Seite des Engländers ſaß die unermüdliche Geſchwätzigkeit in Geſtalt eines dicken muntern Franzoſen. Jeder Biſſen, den er zu ſich nahm, war von einer pikanten Bemerkung, von einem leichtſinnigen Witz, von einem frivolen bon mot begleitet. Er lieferte ſich auf dieſe Weiſe ſeine eigene Würze zu den Speiſen. Derjenige aber, der an der linken Seite des Franzoſen ſaß, hatte ein breites, gutmüthiges Geſicht, in deſſen Zügen geſchrieben ſtand: „Hier ruht die Ergebung in den göttlichen Willen.“ Dieſer Mann mit dem breiten Geſicht ſprach kein einzig Wort und aß ſehr wenig, weil erſt die Schüſſel an ihn kam, nachdem England und Frankreich den unermüdlichen Appetit geſtillt. Der gute Menſch betrachtete immer die Schüſſel, wenn ſie an ihn gelangte, wie ein gefühlvoller Menſch ein

kaum geraumtes Schlachtfeld betrachtet, nämlich ſtumm und ſeufzend. Ich bewunderte das Kleeblatt im höchſten Grade. Ich bewunderte den Engländer wegen ſeiner ungeheueren Freß-Capazität und glaubte endlich, er ſei gar kein Menſch, ſondern ein perſonifizirter Magen. Noch mehr aber bewunderte ich den Franzoſen, der trotz ſeiner ſprudelnden Laune und ſeiner Heiterkeit nicht wenig in den Saucen und Ragouts wühlte. Aß er nur, um von ſeinen Witzen auszuruhen, oder wollte er nur durch ſeine Witze die Aufmerkſamkeit von ſeiner Eßluſt abziehen? Wer weiß! Am meiſten aber bewunderte ich den Mann mit dem breiten Geſichte, das ſo glatt und brach da lag, wie ein ungeackertes Weizenfeld. Er ſprach nicht und äußerte durch nichts ſeine Unzufriedenheit über ſeine Nachbaren, die ihn gar nicht berückſichtigten und ihn mit leeren Verbeugungen und Tellern abſpeiſten. Nun kam der Pudding. Ein Gefühl ſüßen Heimwehes bemächtigte ſich des Engländers, als er die überzuckerte Erfindung ſeines Vaterlandes auf der Schüſſel rauchen ſah. Der Pudding lag da, herrlich wie die Weltkugel. Mit mächtigem Löffel fuhr der Engländer hinein und — die ganze öſtliche Hemiſphäre lag rauchend auf ſeinem Teller. Der Franzoſe war artig genug, nicht die ganze weſtliche Hemiſphäre zu occupiren, ſondern ließ eine kleine Pudding-

Insel für seinen stillen, ergebungsvollen Nachbar. Ich empfand wirklich eine innige Freude, als ich sah, wie der stille Mann das kleine Besitzthum, das er nach langem Hoffen und Harren endlich durch französisches Mitleid erhielt, auf seinen Teller legte. Er faßt die Gabel, bringt einen Bissen zum Munde und findet, daß der Pudding noch heißer als seine Sehnsucht nach demselben. Ruhig legt er die Gabel wieder hin und wartet, bis der Gegenstand seiner Sehnsucht ein wenig erkaltet. Er wartet, — er wartet — da kommt der Kellner und nimmt den Teller fort und der Arme sitzt da und blickt schweigend auf das bleiche Tischtuch. An diesem letzten Unglück erkannte ich meinen Pappenheimer. „Sagen Sie," flüsterte ich dem Kellner zu, „ist dieser stille Mann da drüben nicht ein Deutscher?" „Sie entschuldigen," erwiederte der Kellner, „ein Hannoveraner."

In ungebundener Rede.

Ganz natürlich!

Ja, jede Kreatur, ſie bleibt
Doch immer kreatürlich;
Es wird die ewige Natur
Wohl niemals unnatürlich.

Ein Wiederkäuer iſt der Ochs
Noch wie zu Adams Zeiten;
Vierfüßig ſieht man noch die Kuh
Auf fetten Wieſen ſchreiten.

Die Hinkel ſcharren noch im Miſt;
Noch tragen Gockels Sporen.
Die Hämmel ſind noch fromm und dumm;
Noch wird das Schaf geſchoren.

Es ſpreizt ſich immer noch der Pfau;
Die Papageien plappern.
Noch immer hört man jeden Storch
Mit langen Beinen klappern.

Der Eſel iſt noch immer grau,
Hat nicht das Kreuz verloren;
Auch trägt er wie zu Eva's Zeit
Noch äußerſt lange Ohren.

Die Raben ſind noch immer ſchwarz
Und ſehr geneigt zum Stehlen;
Zum alten Liedlein ſtimmen noch
Dompfäfflein ihre Kehlen.

Das Kätzchen wird zu rechter Zeit
Noch jetzt zur ſchlauen Katze,
Und aus dem feinen Täzchen wird
Auch jetzt noch eine Tatze.

Die Hunde kennt man am Gebell,
Die Löwen an den Klauen,
Und Eulen können auch noch jetzt
Das Tageslicht nicht ſchauen.

Tyrannen ſind Tyrannen noch
Als wie zu Zeiten Nero's,
Und unter allen Hafen gibt's
Auch jetzt noch keinen Heros.

An die Gänſe.

Ihr lieben Gänschen, euch mach' ich
Die zärtlichſte Verbeugung;
Ich liebt' euch aus Gewohnheit ſonſt,
Doch jetzt aus Ueberzeugung.

Ach, nur der Menſchheit Heil und Wohl
Iſt ja geweiht eu'r Weſen;
In euren kleinen Aeuglein ſchon
Iſt eure Huld zu leſen.

Ihr watſchelt durch das Leben hin
Mit breiten frommen Schritten,
Und wer euch gerne rupfen will,
Braucht euch nicht lang zu bitten.

Und eurer Güte danken wir
Die warme Federbettung,
Wie euren Müttern einſt gedankt
Das ew'ge Rom die Rettung.

Wie in der Urzeit ſeid ihr noch
Das Beſte auf dem Tiſche.
Und ohne euch gäb's auf der Welt
Ja keine Flederwiſche.

Ihr ſeid es, die den Hungrigen
Am allerbeſten tröſtet,
Wenn ihr im Saucenvollgefühl
Der Pfann' entſteigt geröſtet.

Der Gaste Glück war't ihr von je,
Der Ruhm ſtets der Gaſtgeber;
Zart iſt eu'r Herz, zart eure Haut,
Doch zarter eure Leber.

Nur ſchade, daß eu'r ſüßes Fleiſch,
Trotz eurer weichen Federn,
Am Ende wird ſo zäh, ſo zäh,
So ungenießbar ledern.

Ihr lieben Gänſe, kein Geſchöpf
Glich' euch an hoher Tugend,
Hatt' euch die gütige Natur
Geſchenkt nur ew'ge Jugend.

Kriegesthaten.

Ich klapp're mit dem Schnäbelchen;
Ich prunke mit dem Helmchen;
Ich klapp're mit dem Säbelchen;
Ich bin ein loſes Schelmchen!

Ich bin ein loſes Schelmchen!
Ich klapp're mit dem Säbelchen;
Ich prunke mit dem Helmchen;
Ich klapp're mit dem Schnäbelchen.

Ich klapp're mit dem Säbelchen;
Ich pranke mit dem Helmchen;
Ich plapp're mit dem Schnäbelchen;
Ich bin ein loſes Scheimchen!

Tolle Geſchichten.

Die Welt iſt jetzt ein Irrenhaus;
D'ran iſt wohl gar kein Zweifel.
Den lieben Gott wirft man zum Tempel hinaus;
Auf den Kanzeln predigt der Teufel.

Die Menſchen ſteckt man in's Hundeloch;
Die Hunde leben im Freien.
Die Völker werden geſpannt in's Joch,
Damit die Ochſen gedeihen.

Die Frühlingssonne wärmt nicht mehr,
Im Winter will es nicht frieren.
Zweieinig gehen die Eisel einher;
Doktoren gehen auf Vieren.

Tollhäusler reden von Geist und Vernunft
Und Ehelichkeit predigen Diebe.
Von Treue spricht die Schelmenzunft,
Der Wucherer von christlicher Liebe.

Die Lüge richtet die Wahrheit zu Grund;
Die Tapferkeit fliehet die Feigen.
Taubstumme lehrt man reden jetzund
Und Redner bringt man zum Schweigen.

Seiltänzer werden jetzt Künstler genannt,
Die Dirnen und Kränze verdienen.
Maschinen haben jetzt Menschenverstand
Und Menschen sind jetzt Maschinen.

So ſind die Sachen auf Erden beſtellt;
D'ran iſt wohl gar kein Zweifel.
Der Teufel holet niemals die Welt;
Die Welt, die holet den Teufel!

Es hilft doch nichts!

Kommt der Gärtner mit der Scheere,
Um das Wachsthum zu vereiteln?
Nein! Damit der Trieb sich mehre,
Muß er Busch und Baum beschneiteln.

Nun so wie in der Natur Brauch
Mit Gezweig, Geäst und Ranken:
Ei, so macht es die Censur auch
Mit Ideen und Gedanken.

Drum laßt mir die dummen Zaren
Mit Cenſur und mit Cenſoren;
Denn nur ſtärker werden wachſen
Die Gedanken, die geſchoren.

Originelle Gedanken.

Statt neuer Lügen will ich jetzt
Nur alte Wahrheit singen;
So hoff' ich, es zu guter Letzt
Zum Monument zu bringen.

Sobald es tagt, beginnt in Pracht
Das Sonnenlicht zu funkeln;
Und flieht der Tag, so kommt die Nacht
Und liegt die Welt im Dunkeln.

An Landluft fehlt es jeder Stadt;
An Geiſt fehlt's hohlen Köpfen.
Und was Natur geſchaffen hat,
Zählt man zu den Geſchöpfen.

Das Feuer brennt; es weht der Wind;
Der Zucker ſchmeckt gar ſüße.
Und da, wo viele Häfen ſind,
Sind auch viel Hafenfüße.

Wen Hunger quält, der iſt nicht ſatt;
Todt iſt, wer ſich erſtochen.
Und wenn ein Fürſt geſprochen hat,
So hat er was geſprochen.

„Einſt wird kommen der Tag.“

Vetter Michel, Vetter Michel,
Höre doch der Spötter Lachen,
Die da ſingen, die da ſagen,
Nimmer würdeſt du erwachen!

Die da ſagen, die da ſingen,
Daß du deine Zeit durchnuſelſt
Und am warmen Ofen hockend
Deine Rieſenkraft verduſelſt.

Vetter Michel, Vetter Michel,
Willſt du nicht die Spötter ſtrafen?
Willſt du ewig, Vetter Michel,
Willſt du, Michel, ewig ſchlafen? —

Nein, nicht ewig, Vetter Michel,
Wirſt du in dem Schlaf verbleiben;
Kommt die Zeit, wirſt du erwachen
Und wirſt dir die Augen reiben.

Wirſt dich rütteln, wirſt dich ſchütteln,
Wirſt dich räuſpern, wirſt dich recken;
Wirſt die Arme von dir ſchleudern,
Wirſt die Beine von dir ſtrecken.

Wirſt die Zipfelmütze lüften,
Wirſt dir ſchütteln deine Mähnen;
Und dann wirſt du, Vetter Michel,
Ja, dann wirſt du furchtbar gähnen.

Wohl zu beachten!

Du siehst wohl manches Mutterkind
Frech unter Meistern klaffen;
Denn in dem Wald, wo Löwen sind,
Da plärren auch die Affen.

Das ist wahrhaftig doch nicht neu;
Wer wird noch drüber schreiben?
Der Aff' bleibt Aff'; der Leu bleibt Leu
Und so wird's immer bleiben!

Ungeheurer Kampf.

Don Quixote, Don Quixote
Der verkannte Weltbekannte,
Trabt beim früh'sten Morgenrothe
Auf der edlen Rozinante.

Ihn des Ritterthumes Zierde
Treibt's hinaus ins Land, ins weite;
Ruhmbegierde, Ruhmbegierde
Will er sattigen im Streite.

Helden ſucht der edle Don ja
Zu bekämpfen, zu beſiegen
Und vor ſeiner ſüßen Dona
Ruhmgekrönet dann zu liegen.

Drum ſucht auch der Don, der wilde
Rechts und links im finſtern Grolle —
Ha, was wallt dort im Gefilde?
Ritter ſind's gehüllt in Wolle!

Ritter ſind's gehüllt in Wolle,
Fromme Hämmel wiederkäuend;
Und der Don, im finſtern Grolle,
Blicket wild und grimmig dräuend.

Blicket wild und grimmig dräuend
Gilt dahin mit Heldenmuthe;
Fromme Ritter, wiederkäuend,
Walzen ſich in ihrem Blute.

Und der Don gar kühngemuthet
Blicket ſtolz darein und feſtlich,
Daß die ganze Schaar verblutet,
Die ſo furchtbar war und ſchrecklich.

Der deutsche Gelehrte.

Sei gepriesen, Herr der Erden!
Sei gepriesen, Weltenlenker!
Ließest mich Gelehrter werden,
Machtest mich zum tiefen Denker.

Im Gebiete der Scientien
Bin ich Herrscher, bin ich Meister;
Und ich kenn' die Ingredienzien,
Um zu bannen alle Geister.

Durch die Regeln der Algebra
Weiß ich alles, was verſteckt iſt;
Ja, ich weiß, warum das Zebra
Lang geſtreift und nicht gefleckt iſt.

Und ich weiß, warum Gazellen
Nur behornt und nicht beflügelt;
Ja, warum die Hunde bellen,
Hab' ich auch ſchon ausgeklügelt.

Und warum ſo dumm der Gimpel
Und das Beutelthier beleutelt,
Hab' ich längſt ſchon klar und ſimpel
Mir durch Scharfſinn ausgebeutelt.

Weßhalb launiſch alle Fraun ſind,
Weiß ich; und ich weiß nicht minder,
Weßhalb alle Klöße braun ſind
Und die Löwen keine Rinder.

Was bis jetzt sich zugetragen,
Weiß ich alles auf's perfektste,
Und getraun mir auch zu sagen
Von der Zukunft das Verstecktste.

Eines aber macht mich dämlich;
Eines aber macht mich stutzen!
Ach, vergebens such' ich nämlich,
Was die Gegenwart soll nutzen.

An die Hypergenialen.

Nicht durch hohles Wortgeprunke
Zeigt ſich Geiſteskraft und Stärke;
Lebt in euch der wahre Funke,
Nun ſo zeigt's durch Geiſteswerke.

Ach, ew'r metriſches Gedudel
Klingt ſo bettelhaft und ſchofel!
Wahrlich, nicht in jedem Pudel
Steckt zugleich ein Mephiſtopfel!

Ob ihr überfecklich hauſt gleich;
Ob ihr's genialiſch treibet:
Nicht ein Jeder iſt ein Fauſt gleich,
Der dem Teufel ſich verſchreibet.

An die Berliner.

Berliner ſprecht: Was hat ſo ſchnell
Euch metamorphiſiret?
Aus Liebe zum Antiquen iſt
Eu'r Herz ganz antiquiret!

Berlin iſt jetzt nicht mehr Berlin
Und auch nicht brandenburgiſch.
Man ſpricht bei euch ſoloniſch halb
Und halb ſpricht man lykurgiſch.

Ihr liebt den bleichen Mond nicht mehr,
Ihr liebt nur die Gymnaſtik;
Und auf der Haſenhaide zeigt
Ihr eurer Waden Plaſtik.

Auch ſagt man, Ihr verſchreibt den Thee
Euch jetzt nur aus Lakonien
Und ſchmieret nur auf doriſch Brod
Die Butter euch aus Jonien.

Den langen grauſen Mir-Mich-Kampf
Habt ihr jetzt ganz vergeſſen;
Und der Tragödie Raupach wich
Auf immer Sophokleſſen.

Vergeſſen auch iſt Angely
Sammt ſeinen alten Faren;
Eu'r feines Ohr iſt jetzt gewohnt
An griechiſches Reuren.

Der blonde Saal der Uckermark
Dient jetzt nur zur Palaestra,
Und Fraulein Hagn, die spielt jetzt
Das Fach der Klytemnestra.

Selbst in dem Kroll'schen Saale speist
Man nur spartan'sche Suppen;
Und Nachts sieht man an jeder Eck'
Nur höchst antique Gruppen.

Ihr nennt jetzt jeden Ref'rendar
Nur Referendarius;
Und Nante Strumpf, der heißt sich selbst
Seit Monden schon Strumpfius.

Er säuft jetzt keinen schlechten Schnaps;
Er schlürft nur susen Schnapsus.
Besoffen ist er auch nicht mehr;
Er hat nur einen Rapsus.

Fürwahr! durch ſolche Bildung wirkt
Ihr trefflich auf die Maſſe,
Und klaſſiſch wird am Ende noch
Die Stiefelputzerklaſſe.

Berlin, du biſt ſchon bald Athen;
Doch fehlt dir jedenfalls noch,
Um ganz und gar Athen zu ſein,
Nur etwas attiſch Salz noch.

An die Obſkuren.

Naturam expellas furca
tamen usque recurret.
Hor.

Konnt ihr es der Pflanze wehren,
Daß ſie auf zum Himmel ſprieße?
Konnt ihr es dem Bergſtrom wehren,
Daß er ſich in's Thal ergieße?

Kennt ihr wohl die Zweige hindern,
Sich zu drangen aus dem Stamme?
Kennt ihr wohl die Sonne hindern,
Daß sie leuchte, daß sie flamme?

Werdet ihr den Adler zwingen,
Nur zu kriechen, statt zu fliegen?
Werdet ihr den Löwen zwingen,
Zitternd sich in's Joch zu schmiegen?

Glaubt nicht durch ew'r loses Schandwerk
Gottes Werke zu vernichten!
Glaubt nicht durch ew'r schmählich Handwerk
Geisteswerke hinzurichten!

Die Natur laßt sich nicht zwingen;
Die Natur laßt sich nicht zwangen!
Und was sie voran läßt dringen,
Werdet ihr nicht rückwärts drängen!

Strebt ihr raſtlos auch im Dunkeln,
Licht und Wahrheit zu bekriegen:
Gottes Licht wird ewig funkeln
Und die Wahrheit ewig ſiegen!

Aus dem Schlaraffenlande.

I.

In dem Lande der Schlaraffen
Iſt das Leben ganz ſuperbe;
In dem Lande der Schlaraffen
Iſt der Müſſiggang Gewerbe.

Süß iſt hier der Lebenswandel,
Köſtlich über alle Maßen;
Denn von purem Zuckerkandel
Sind gepflaſtert zu die Straßen.

In den Goſſen, in den weiten,
Fließet Wein von allen Sorten;
Und die Trottoirs, die breiten,
Sind von glatten Mandeltorten.

Doch vom Himmel ſtürzt Champagner,
Daß ein Jeder froh ſich ſaufe,
Und ſein Glück iſt's, kommt hier Mancher
Von dem Regen in die Traufe.

Iſt das Wetter noch ſo latſchig,
Was verſchlägt's, ſich zu beſprützen?
Biſchof, Kardinal, wie quatſchig!
Sieht man dann in allen Pfützen.

War' der deutſche Dreck ſo köſtlich,
Ei, das gebe ein Geſchlecke!
Doch der Adel wär' untröſtlich,
Saß' das Volk in ſolchem Drecke.

II.

In dem Lande der Schlaraffen
Iſt das Leben unvergleichlich;
Die gebrat'nen Tauben fliegen
In die Mäuler überreichlich.

Und damit man überhoben
Sei der Gabeln und der Meſſer,
Fliegen Schnepfen und Kapaunen
Schon tranchirt in's Maul der Freſſer,

Und noch viel bequemer iſt es,
Daß man niemals braucht zu kauen,
Daß die Beefſteaks und die Cotelets
Sich von ſelber ſchon verdauen.

Und das prachtigſte von allem
Iſt es doch, bei meiner Seele!
Daß bei ſolchen Leckerbiſſen
Der Appetit Niemanden fehle.

Gern ſah' ich dich, Vetter Michel,
In Schlaraffia verkehren,
Müßteſt du nicht hier das Schönſte,
Nicht das Beſte hier entbehren.

Denn ſo glücklich die Schlaraffen,
Dennoch fehlt zu ihrer Größe,
Was, o Michel, dich begeiſtert —
Sauerkraut und Leberklöße!

III.

In dem Lande der Schlaraffen
Iſt das Leben ſonder Tadel.
Hier gibt's keinen dummen Pöbel;
Jeder iſt vom höchſten Adel.

Aber zu dem niedern zählt man
Thiere, die mit Schwänzen wedeln;
Leichter glaubt man hier die Beſtien
Durch den Adel zu veredeln.

Und ſo ſind hier Reichsbarone
Selbſt die Pinſcher und die Möpſe;
Eſel ſind hier Herrn von Eſel
Und die Hämmel Herrn von Schöpſe.

D'rum bei groß und kleinen Beſtien
Merkt man hier gar keine Roheit;
Wenn ſie bellen, wenn ſie ſchreien,
Schrei'n und bellen ſie von Hoheit.

Eins nur fehlet in Schlaraffia,
Dieſem ſchönſten Land der Länder,
Was in Deutſchland niemals fehlet: —
Orden nur und Ordensbänder.

IV.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's auch Leutnants, und nicht minder
Gibt es hier sehr viel Kadetten,
Lauter feine, saub're Kinder.

Ihre Röcklein sind von Seide;
Ihre Helme, noch viel netter,
Sind von wasserdichtem Taffent,
Trefflich gegen feuchtes Wetter.

Ihre Handſchuh' ſind von Sammet;
Ihre Waffen, noch viel ſchmucker,
Sind, ſtatt Schwerter und ſtatt Lanzen,
Lorgnons nur und Operngucker.

Und ſie geh'n zwar in Konzerte,
Aber nie in die Bataille;
Und damit ſie Zeit erſparen,
Schnürt von ſelbſt ſich ihre Taille.

Und ſie ziehn nicht zur Bataille,
Sondern nur zur Promenade;
Statt nach Feindesblut zu riechen,
Duften ſie ſtets nach Pommade.

Denn ſie wollen keine Schlachten,
Sondern Herzen nur gewinnen;
Drum ſtatt Bomben, werfen Blicke
Sie nur auf Putzmacherinnen.

Und ſie wollen nur auf Balle,
Aber nicht in die Walhalla;
Drum ſieht man ſie nie im Harniſch,
Sondern nur in vollſter Gala.

Und ſo iſt ihr Leben herrlich
Aber ſchade, jammerſchade!
Eins doch fehlt zu ihrer Wonne
Und das iſt — die Wachtparade'

V.

In dem Lande der Schlaraffen
Iſt es lieblich zu regieren,
Weil ſich in Regierungsſachen
Die Schlaraffen nicht meliren.

Auch gibt's hier gar keine Blätter
Voll der ſchnödeſten Regirung;
Wenn man Gott lobt in Schlaraffia,
Lobt zugleich man die Regierung.

Dreimal ſchwingt man hier tagtäglich
Weihrauchfäſſer der Regierung;
Deßhalb kennt man in Schlaraffia
Nicht Cenſur und Confiscirung.

Polizeiagenten haſſet
Die ſchlaraffiſche Regierung;
Drum auch wiſſen die Schlaraffen
Nichts von grober Maltraitirung.

Und die Literaten trinken
Smollis hier mit der Regierung;
Und man kennt nicht in Schlaraffia
Manuſkriptenviſitirung.

Und ſo gehen die Schlaraffen
Arm in Arm mit der Regierung;
Denn nur Gute wacht in ihrer
Allerkleinſten Publizirung.

Doch nur eins hat die Regierung
Noch bis dato arg verſchuldet,
Daß ſie — ſchwer fällt mir's zu ſagen —
Leider keine Spielbank duldet!

VI.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die anmuthsvollsten Frauen;
Selbst die Houris und die Peris
Sind nicht lieblicher zu schauen.

Rund von Gliedern, schlank von Wuchse,
Wiegen sie sich auf den Hüften
So manierlich und so zierlich
Wie die Elfen in den Lüften.

Ihren Händchen iſt an Weiße
Friſchſter Schnee nicht zu vergleichen;
Und die Lilje muß an Klarheit
Ihren vollen Armen weichen.

Ihre Äuſchen, nett und niedlich
In der Haft der feinſten Seide,
Reizten ohne allen Zweifel
Göttin Fanny ſelbſt zum Neide.

Stürmiſch von den Achſeln flattert
Ihrer Locken wilde Welle;
Und ihr Auge ſtrahlt viel ſanfter
Als das Auge der Gazelle.

Und die Grübchen in den Wangen
Und das Grübchen in dem Kinne
Brachten ſelbſt das Herz der Heil'gen
In die Gluthen heißer Minne.

Sieht man ſolch ein Weib, ſo wähnt man,
Daß es juſt vom Paradies kommt;
Denn Natur hat es gekleidet,
Nicht die Kunſt, die von Paris kommt.

Doch laßt mich die kleinen Mäulchen
Dieſer Schönſten nicht vergeſſen!
Solch ein Mäulchen iſt gebildet
Nur zu küſſen, nicht zu eſſen.

Und was ſonſt noch an den Helden
Künſtleriſch iſt aufzufaſſen,
Will ich ſchüchtern und beſcheiden
Andern Pinſeln überlaſſen. —

Deßhalb werdet ihr nicht ſtaunen,
Daß bei ſolchen Zauberreizen,
Nicht mit Huld'gung und Anbetung
Die Schlaraffenſehne geizen.

Laſſen ſich Schlaraffendamen
Nur von weit'ſter Ferne ſehen,
Sieht man die Schlaraffenmanner
Vor Entzücken gleich vergehen.

Und ſie ſingen Complimente
Nur nach Noten, höchſt melodiſch;
Sprechen ſie dann auch vom Wetter,
So geſchieht's nur epiſodiſch.

Reden Manner hier von Frauen,
Sieht man gleich ihr Aug' erblitzen;
(Deßhalb bleibt auch auf den Bällen
Keine einz'ge Dame ſitzen.)

Darum iſt auch höchſt zufrieden
Das Schlaraffenweib wie keines;
Doch zu ihrem vollſten Glücke
Mangelt leider nur noch eines.

Ach, es bricht mir faſt das Herze;
Doch ich darf es nicht verhehlen,
Daß den armen Schlaraffinnen —
Die aſſbet'ſchen Kranzchen fehlen.

VII.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind voll Bildung alle Frauen;
Selbſt bei deutſchen Profeſſoren
Kann man keine größ're ſchauen.

Was in der Natur verborgen,
Spüren ihre feinen Näschen;
Und mit ihren Liljenohren
Wachſen hören ſie das Gräschen.

Im Homer und Cicero sind
Wohlbewandert diese Wesen;
Ja, sie schreiben sich auch selber
Die Romane, die sie lesen.

Orthographische Schnitzer trüben
Niemals ihren Herzensfrieden;
Und in ihrem Manuskript sind
Krumme Linien stets vermieden.

Und um eine Kunst noch könnten
Deutsche Frauen sie beneiden,
Daß die Federn, die sie brauchen,
Sie sich selber auch noch schneiden.

Wenn sie am Clavicre sitzen,
Wird ein Liszt sogar begeistert;
Und wenn sie die Harfe spielen
Kuhlt sich Bochsa übermeistert.

Und in Waſſerfarben malen
Sie das allerſchönſte Liebſtück;
Und in einem Nu verfert'gen
Sie in Oel das feinſte Kniestück.

Alles können dieſe Frauen;
Doch — ich ſag's mit feuchten Blicken —
Alles können ſie, doch leider,
Leider — keine Strümpfe ſtricken!

VIII.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's der Schauſpielhäuſer viele,
Sehr geſchmackvoll und höchſt koſtbar
Aufgeführt in griech'ſchem Style.

In den äußern Säulenhallen
Herrſcht ſchon Ordnung, dor'ſche nämlich;
Aber in dem Innern ſelber
Sind die Sitze höchſt bequemlich.

Kein Jucheh gibt's hier hartsitzig,
Sondern nur die weichsten Logen;
Drinnen lächeln die Schlaraffen
Wie die siegestrunk'nen Dogen

Und an ihrer Seite sitzen
Holde Frau'n mit bloßen Nacken;
Und sie lächeln und sie essen
Maccaronis, frisch gebacken

Holde Frau'n mit bloßen Nacken,
In den Ohren Diamanten,
Um den Hals die schönsten Perlen,
An dem Busen Brüss'ler Kanten.

Sehr beliebt sind hier die Opern
Donizetti's und Bellini's;
Im Orchester aber geigen
Lauter Prüme's und Paganini's.

Und die Sängerinnen, herrlich,
Ueppig wie die griech'schen Musen,
Tragen lauter ächte Steine,
Aber keinen falschen Busen.

Ganze Nachtigallennester
Zwitschern ihnen aus der Kehle;
Jeder ihrer Triller ist nur
Eine taktgeborne Seele.

Ihre Rolle kennt vollkommen
Selbst die Jüngste noch von Allen;
Und sie werden um so schöner
Desto öfter sie gefallen.

Auch die Sänger, stets bei Stimme,
Meiden jegliches Gekreische
Und was anlangt ihre Waden
Sie sind Fleisch von ihrem Fleische.

Auch wenn ſie nicht memoriren,
Kommen ſie doch aus dem Takt nicht;
Und ſo brav iſt Jeder ihrer,
Daß er niemals den Contrakt bricht.

Doch das Lob der Tänzerinnen
Kann man nicht genug erheben;
Ach, ſie ſcheinen, wenn ſie hüpfen,
In den Lüften nur zu ſchweben.

Sie verhüllen, wenn ſie tanzen,
Ihre Glieder ganz veſtaliſch;
Sie bewegen ihre Beine
Sittlich nur, ja, faſt moraliſch.

Nicht wie tanzende Skelete
In des Trikots ſchab'ger Hülle;
Nein, man ſieht ſie im Balette
Nur in Hülle und in Fülle.

Ihre Brust sogar verbergen
Undurchsichtige Moresken,
Und fast eisige Sittenreinheit
Blickt aus jeder ihrer Gesten.

Doch nur Opern und Ballette
Gibt man hier und nur Komödien;
Weil das Leben hier so lustig,
Kennt man hier nicht die Tragödien.

Und die Mimen, wahre Meister
Selbst im allerkleinsten Drama,
Dünken dennoch sich nicht grösser,
Als der grosse Dalai-Lama.

Dessentwegen trägt auch Alles
Hier den achtesten Kunsttempel;
Deshalb sind auch die Theater
Hier wahrhaftige Kunsttempel.

Doch ein Mangel iſt noch ſpürbar!
Trotz ſolch ſchönen Elementen,
Fehlen nämlich den Schlaraffen
Doch noch — deutſche Rezenſenten.

IX.

In dem Lande der Schlaraffen
Iſt der Handel ſehr im Flore;
Rieſenwagen, ſchwer befrachtet
Drängen ſich ſtets durch die Thore.

Aber in dem weiten Hafen
Welch ein Toben, welch ein Toſen!
Hohe Maſten, bunte Flaggen,
Kühngemuthete Matroſen!

Hohe Masten, bunte Flaggen,
Ruhngemuthete Matrosen,
Rohe Wamser, runde Hute,
Weite, weiße Linnenhosen!

Und die schweren Krahnen knarren
Und die schwarzen Packer krachen;
Lachelnd sieh'n die Handelsherren
Mit den runden dicken Bauchen.

Lachelnd, schweigend. Denn sie sind nicht
Uebermuthige Spektakler;
Hochgebildet und kunstsinnig
Ist sogar hier jeder Makler.

Selbst die Kramer in Schlaraffia
Sind an Großmuth wahre Engel,
Und bescheiden wie das Veilchen
Ist hier jeder Ladenschwengel.

Und nach Schmierſeif und nach Käſe
Und nach Thran und Pfefferduten
Stinkt die hieſ'ge Handelswelt nicht;
Nein, ſie riecht nach Roſenblüthen!

Und der Geiſt der Poeſie nur
Durch die Handelsbücher ſchwebet.
Hoch elegiſch klingt ihr Credit;
Süß idylliſch tönt ihr Debet.

Ja, die hieſ'ge Handelswelt hält
Nicht die Poeſie für Häckſel.
Drum im Hochſchwung zarter Lyrik
Iſt verfaßt hier jeder Wechſel.

Von Bankrott und Fallimenten
Hört man nichts bei den Schlaraffen;
Denn ſo viel wie möglich iſt hier
Jeder Handelsmann rechtſchaffen.

Keine Zölle, keinen Schlagbaum
Sieht man im Schlaraffenlande;
Keine Controleure gibt's hier,
Drum auch keine Contrebande.

Und von Tag zu Tage steiget
Hier der Handel kühnen Strebens;
Etwas aber sucht man hier, ach!
In der Handelswelt vergebens.

Etwas, das dem hies'gen Handel,
Wie ich glaube, Noth noch thäte.
Er hat alles; doch ihm fehlen
Leider die — Commerzienräthe.

X.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die Lüfte ſüß und labend.
Herrlich iſt hier jeder Morgen,
Doppelt herrlich jeder Abend.

Kaum noch, daß in Flammenwolken
Sich die müde Sonn' gehüllt hat
Und durch ihre letzten Strahlen
Jedes Herz mit Luſt erfüllt hat.

Naht der Mond, der bleiche Schwärmer,
In dem Antlitz ſüßen Kummer;
Aber tauſend goldne Sternlein
Werden wach aus ihrem Schlummer.

•

Steigen aus den Wolkenbettchen,
Reiben ſich die Augenlieder;
Blicken ſchweigend, blicken lächelnd
Auf die dunkle Erde nieder.

Aber auf der dunkeln Erde
Schwebt's mit unſichtbaren Flügeln;
Leiſe flüſtern ſchlanke Tannen
Auf den Bergen, auf den Hügeln.

Doch im Thale welch ein Lispeln!
Welch vertrauliches Gekoſe!
Auf der Nachtigall Geſtändniß
Horcht die liebetrunkne Roſe

Und im Laub der duft'gen Linde
Horcht der loſe Weſt, der ſchlaue,
Was der lock're Zeiſig zwitſchernd
Wohl der Lilje jetzt vertraue.

Und aus ſammetweichem Mooſe
Summend flattern ringe die Käfer,
Wecken aus den ſchönſten Blüthen
Noch die allerletzten Schläfer. — —

Weiht ſich ſo die ganze Schöpfung
Ihres Schäferſtündchens Feier,
Nun dann lüftet in Schlaraffia
Süße Sehnſucht ihren Schleier.

Dann bemerkt man kuſſend, ſchnabelnd,
Wie in morgenländ'ſchen Mährchen,
An den Schaltern, vor den Fenſtern
Nur verliebte, junge Pärchen.

Roſenlippen, Lilienhändchen,
Weiche Arme, ſeidne Wimpern,
Zartes Koſen, ſüßes Plaudern
Und melodiſch Saitenklimpern.

Und ein Kichern und ein Seufzen
Und ein Schleichen auf den Sohlen
Und ein Rauſchen der Gewänder
Und ein tiefes Athemholen!

Und ſo geht es alle Abend,
Und ſo geht es bis zum Morgen,
Der zu neuer Luſt ſtets ladet,
Aber nie zu neuen Sorgen.

Glaubt ihr nun, daß ſolche Nächte
Nicht im höchſten Grad poetiſch?
Daß nicht ſelbſt für kalte Herzen
Solches Treiben ſehr magnetiſch?

Doch fehlt eins noch diesen Nächten,
So durchweht von Liebesgluthen;
Nämlich die Nachtwächter dürfen
Schon seit Jahren nicht mehr tuten. —

XI.

In dem Lande der Schlaraffen
Sind die Leute fein erzogen;
Deſſentwegen wird man ihnen
Wider Willen faſt gewogen.

Welche Bildung im Geſpräche!
Im Benehmen welche Feinheit!
Selbſt beim Niedrigſten von ihnen
Auch die Spur nicht von Gemeinheit!

Alle ſind gar wohl bewandert
In Natur- und Weltgeſchichte,
In Chemie und Sprachenkunde;
(Ein'ge machen auch Gedichte!)

Selbſt die allerkleinſten Knaben
Commentiren ſchon den Nepos;
Und gar viele Burſchen ſchreiben
Schon im zehnten Jahr ein Epos.

Das iſt freilich nicht ſo häufig;
Doch gilt das als feſte Regel:
Wenn ein Bub zwölf Jahr geworden,
Lieſt er Schelling gleich und Hegel.

Ja, hier ſind die Waffenzungen
Theils nur heft'ge Hegelianer,
Theils (es grenzt an's Fabelhafte!)
Schwärmeriſche Schellingianer.

Doch es wiſſen die Parteien
Die Begeiſt'rung ſo zu zügeln,
Daß ſie niemals auf der Straße
Sich beſchimpfen oder prügeln. —

Wenn ſie aber funfzehn Jahr ſind,
Haben ſie auch noch bis date
Aus dem Kopf ſtets herzitiret
Ariſtoteles und Plato.

Manche huld'gen auch Spinozen;
Manche aber denken kantiſch;
Doch trotz ſolcher tiefen Kenntniß,
Iſt kein einziger pedantiſch.

Aber dieſe Bildung iſt nicht
Nur beſchränkt auf eine Klaſſe;
Nein! ſie iſt das Gut und Erbe
Hier des Volks, der ganzen Maſſe.

Brauch' ich euch noch jetzt zu ſagen,
Daß ein ſolches Volk volksthumlich?
Daß ſein Lob auch wirklich löblich
Und ſein Ruhm auch wirklich rühmlich? —

Dennoch fehlet dieſem Volke,
Was durchaus nicht fehlen ſollte,
Was — war' mir Talent beſchieden —
Ich ihm gerne geben wollte.

Ja, es fehlet dieſem Volke,
(Wollt' das Schickſal, ich könnt's ändern!)
Ja, es fehlt ihm, leider Gottes!
Immer noch an — Volkskalendern.

XII.

In dem Lande der Schlaraffen
Gibt's gar viele, viele Dichter,
Aber nur originelle
Kein nachaffendes Gelichter.

Keine jammerlichen Skribler,
Die für niedern Pöbel ſchreiben,
Keine geiſtigen Kaſtraten,
Die mit Reimen Unzucht treiben.

Die wie Hunde nach den Brocken
Schäb'gen Beifalls gierig ſchnappen
Und die Kinder ihrer Laune
Kleiden in gemauſte Lappen.

Keine Wichte, deren Verſe
Wie beſoff'ne Bauern holpern,
Deren lahme Strophen über
Ihre eignen Füße ſtolpern.

Deren Muſe herſcharwenzelt
Mit geſchminkter Wang' und Stirne,
Wackelnd mit wattirtem Hintern
Wie die frechſte Freudendirne.

Keine Lumpen, keine Lümpchen,
Keine ehrvergeſſ'nen Gecken,
Die mit Hunden und mit Hündchen
Hoher Fürſten Teller lecken.

Die um hoch empor zu ragen,
Sich bedienen langer Stelzen,
Und beim Leſen ihrer Werke
Selbſt vor ſanfter Rührung ſchmelzen:

Nein, im Lande der Schlaraffen
Sind die Dichter gluthentflammte,
Kühne, hochſchwungreiche Dichter,
Wahre Muſengottentſtammte.

Oden ſingen ſie und Hymnen
Und nicht minder Dithyramben
In den herrlichſten Trochäen,
In den allerreinſten Jamben.

Und es fließen ihre Verſe
Süß gleich friſchem Honigſeime;
(Selbſt auf das verfluchte Menſch noch
Finden ſie die ſchönſten Reime!)

Und ſie dichten zarte Mährchen
Und nicht minder kluge Fabeln;
Geiſtreich über alle Maaßen
Sind ſie aber in Parabeln.

Und Romane und Novellen
Dichten ſie und Novelletchen,
Und in ihren Muſeſtunden
Wunderliebliche Sonettchen.

Doch wenn ſie an Kopfſchmerz leiden
Und ihr hoher Geiſt auf Ferien,
Schreiben ſie ein Dutzend Bande
Voll ſchlaraffiſcher Myſterien.

Ja, ſie ſchütteln ihre Werke
(In Schlaraffia will's der Brauch ſo —)
Mir nichts, dir nichts aus dem Aermel!
(Wollte Gott, ich könnt' es auch ſo!)

Glaubt nicht, daß dies Lob der Dichter
Nur in etwas übertrieben;
Nein, sie sind bei weitem größer,
Als ich eben sie beschrieben.

Dennoch — wer sollt' es wohl glauben?
Eins will ihnen nicht gelingen;
Nur ein putzig, lumpig Dingchen
Können sie nicht fertig bringen!

Diese großen, kühnen Dichter,
(Wahrlich, es ist eine Schande!)
Bringen dennoch sammt und sonders
Kein politisch Lied zu Stande.

XIII.

In dem Lande der Schlaraffen
Iſt das Leben ganz ſuperbe;
In dem Lande der Schlaraffen
Will ich leben, bis ich ſterbe.

Ich, ein lang Herumgehetzter,
Ein an Leib und Herzen wunder,
Werd' hier täglich unterſetzter;
Stündlich wird mein Kinn hier runder.

Morgens früh und Abends ſpäte
Stets beim Schmaus, bei Freudenfeſten
Plagen jetzt mir ſchon die Nähte
Meiner Röcke, meiner Weſten.

Kaum bin ich ein halbes Jahr hier,
Nahm ich ſchon ſo zu an Dicke,
Daß am Ende ich wohl gar hier
Noch im eig'nen Fett erſticke.

Doch um dies Malheur zu hindern,
Denk' an Deutſchland ich zu Zeiten;
So hoff' ich mein Fett zu mindern
Und mir Kummer zu bereiten.

Mag mein Gruß dich jetzt erreichen,
Land der Biedern, Land der Treuen!
Wo die Zopfe, wo die Eichen
Sich der vollſten Kraft erfreuen.

Ja, dir ſend' ich meine Grüße,
Land der Eichen, Land der Zöpfe!
Großes Land der Hasenfüße
Und der ſchlafmützwarmen Köpfe!

Auch mein Gruß euch deutſchen Schafen!
Großes Glück iſt euch verheißen.
Ihr dürft blöcken, ihr dürft ſchlafen,
Und ihr dürft in's Gras auch beißen.

Flieht nur jede Stallumwälzung,
Jede Weidenüberſchreitung!
Wahrt vor Räude eure Pelzung,
Folgt der Hunde treue Leitung.

Flieht auch jegliche Aufwallung;
Seid wie immer nur unſchuldig!
Wird zu eng euch auch die Stallung,
Nur geduldig! nur geduldig!

Sollte liberale Seuch' doch
Einen eurer auch erhaschen:
Nur nicht ängstlich! Man wird euch noch
Allen gern den Pelz dann waschen. —

Du auch sei mir viel gegrüßet,
Stärkster Strom im frömmsten Reiche,
Vater Rhein! Zwar stets gebüßet
Hast du Deutschlands dumme Streiche;

Doch es fließen, schön verschlungen,
Deine Fluthen frisch und heiter;
Alle Verse, die gesungen,
Sind so tief nicht, wenn auch breiter. —

Dich, o Mainz, auch grüß' ich herzlich;
Froh ist deiner Söhne Wandel.
Doch berührt mich's fast zu schmerzlich,
Daß darnieder liegt dein Handel.

Kam's auf mich blos an — auf Ehre!
Nicht mehr wollt' ich ruhig ſchlafen,
Bis ſie fix und fertig wäre;
Deine Bahn nach Ludwigshafen.

Doch du mußt, du ſollſt ſie kriegen!
Mach' dir deßhalb keine Sorgen.
Ihr ſeid Deutſche; wollt ihr fliegen?
Kommt's nicht heute, kommt's doch morgen! —

Goldnes Mainz, du liebes Städtchen,
Arm an Geld, doch reich an Scherzen:
Alle deine ſchönen Mädchen
Grüß' ich jetzt aus tiefſtem Herzen.

Herzlichſt ſei mein Gruß entboten
Deinen ſämmtlichen Jungfrauen,
Deinen ſchwarzen, blonden, rothen
Und nicht minder deinen — grauen.

Goldnes Mainz, gedenke meiner!
War ich doch, dir zu Gefallen,
Deiner größten Narren einer,
Wo der größte nicht von allen!

Mag der Herr dich immer segnen
Mit dem allerschönsten Segen!
Und läßt er dein Land beregnen,
Sei es stets ein goldner Regen!

Mag er deine liebe Jugend
Schützen vor der Thorheit Laster
Und durch Demuth und durch Tugend
Leiten auf ein beff're Pflaster!

Mögen dir aus Himmelsfernen
Stets die Sternlein heiter funkeln!
Mögen deine Stadtlaternen
Niemals wieder sich verdunkeln!

Mögen treffliche Direktore
Dein Theater ſtets benutzen!
Mögen lauter kühne Hektore
Dir dein Ilium beſchützen!

Mag das Glück ſich niederlaſſen,
Lieben Mainzer, zu euch allen!
Mag in euren frohen Gaſſen
Nie der Zapfenſtreich verhallen!

Mögen eure Junggeſellen
Sich bei Zeiten noch bewerben
Und ſo viele Rahmamſellen
Nicht mehr troſtlos ſitzen bleiben!

Mögen euch die ſchönſten Braten
Duften zu den vollſten Flaſchen
Und von blanken Dukkaten
Ewig ſtrotzen eure Taſchen!

Nun lebt wohl und lebt in Frieden!
Eßt und trinket mit Behagen!
Denn das trefflichste hienieden
Iſt und bleibt ein guter — Magen.